



TABOR

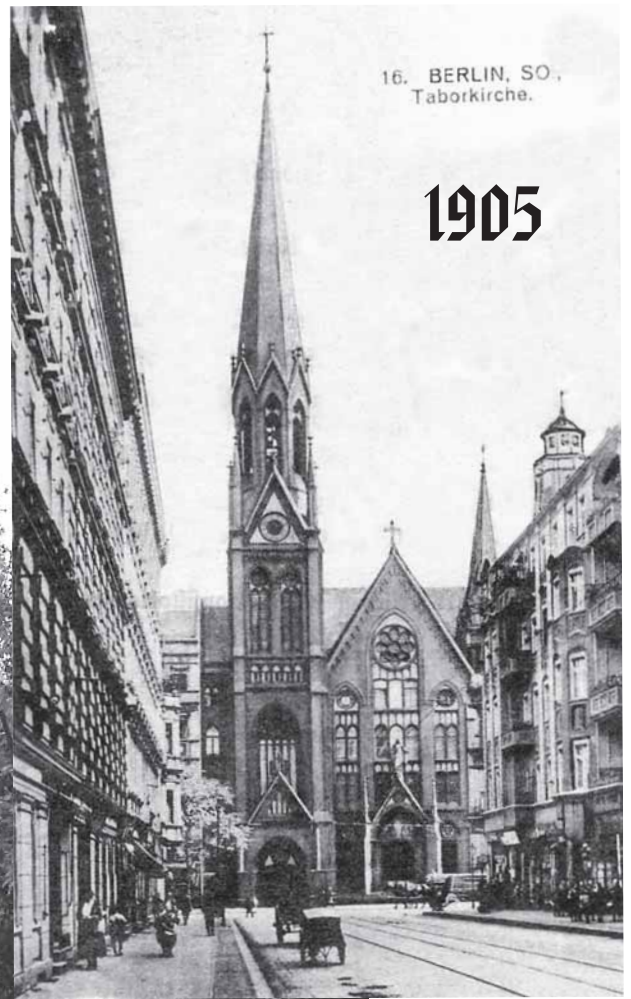
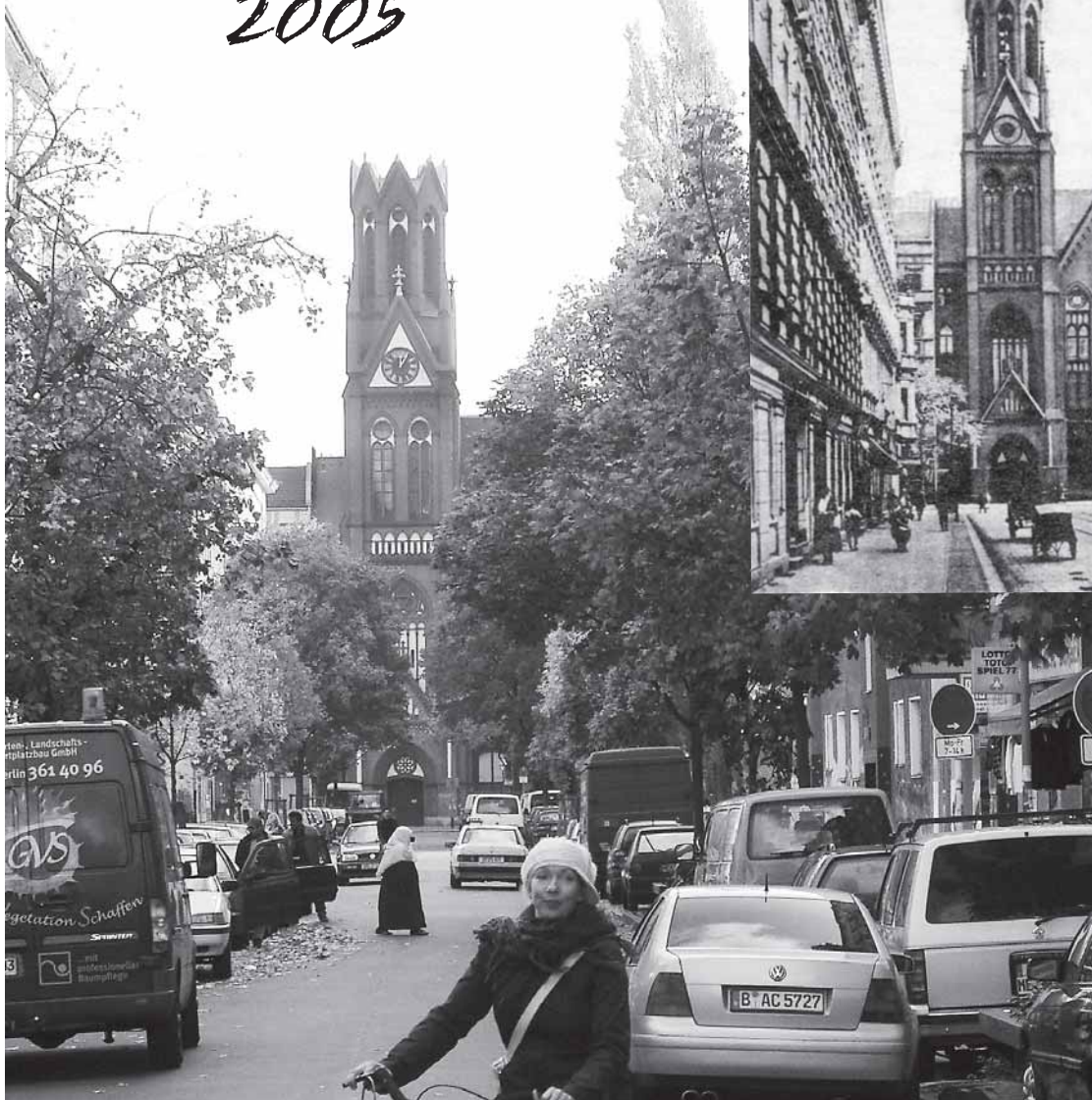
Evangelische Kirchengemeinde, Taborstr. 17, 10997 Berlin

Tel 612 31 29
Fax 612 77 76

Festschrift

100 Jahre
Ev. Tabor-Gemeinde

2005



16. BERLIN, SO.,
Taborkirche.

1905

Inhaltsverzeichnis

Impressum:	2
Einführung	3
Grußwort von Generalsuperintendent Martin-Michael Passauer	4
Grußwort von Superintendent Lothar Wittkopf	5
Die Verklärungsgeschichte, Lukas 9, 28 ff	6
Der Berg der Verklärung: Jesus, Mose, Elia .. und Krishna - mitten im Wrangelkiez	8
Ein kurzer Zeitreise-Rundgang durch das Bauwerk Taborkirche	14
Skurrilitäten und Merkwürdiges in Gemeinde und Gemeindegemeinderat, vor allem aus den 60er Jahren	19
Herr Redetzky oder Wie wohnte man in der Cuvrystraße in den letzten 100 Jahren?	21
Frau Herta Höpfner geb. Leich	27
Hausbesetzungen in Berlin, auch im Bereich der Taborgemeinde	28
Das Nachtcafé der Taborgemeinde	31
Tabor und die Umwelt	32
Frauen und Ökumene in Tabor	34
Taborkirche: Umbau - Neue Nutzungen - Ökologie	36
Kinderbetreuung im Wandel der Zeit	40
Zielvorstellungen und Leitbild der Taborgemeinde	42
Besetzung der Taborkirche, November 1988	43
1969/1970 - Frischer Wind in Tabor	44
Kirchenmusik in Tabor	47
Meditation in der Tabor-Gemeinde	49
Chronologie der letzten 35 Jahre der Taborgemeinde	51
Die Taborgemeinde in 25 Jahren - Ein spekulativer Ausblick	53
Gedanken zur Zukunft des Protestantismus in Deutschland	55
Kirche heute – Thesen, Fragen und Wahrnehmungen	59

Danke!

Wir danken dem Quartiersmanagement für den Wrangelkiez für den großzügigen Zuschuss zu den Druckkosten für diese Festschrift.

Auflage 600 Stück - Juni 2005

Impressum:

- **Herausgegeben** vom Gemeindegemeinderat der Taborgemeinde
- **Redaktion und Layout:** Stefan Matthias
- **Ev. Taborgemeinde** - 10997 Berlin - Taborstr. 17 - Tel.: 030/612 31 29
- **Email:** kuesterei@evtaborgemeinde.de - **Webseite:** www.evtaborgemeinde.de
- Die einzelnen mit Namen gekennzeichneten Artikel geben nicht unbedingt die Meinung des Gemeindegemeinderates wieder!

Einführung

100 Jahre Taborgemeinde - Diese Festschrift steht in einer Linie mit den Festschriften zu den 25-, 50-, 70- und 75-jährigen Jubiläen der Gemeinde und ist doch ganz anders. Nicht nur Momentaufnahme und Rückblick. Sie spiegelt sehr deutlich die Veränderungen, die die Gemeinde vor allem in den letzten 35 Jahren mitgemacht und zu dem gemacht hat, was sie heute ist. Sie zeigt auch die Herausforderungen vor denen Gemeinde und Kirche heute stehen.

Vor hundert Jahren wurde Tabor als Tochtergemeinde der Emmausgemeinde gegründet. Am 20. Dezember 1905 wurde die Taborkirche mit ihren 1.150 Plätzen in Anwesenheit des Kaiserpaares, des Magistrates, vieler Verwaltungsbehörden sowie der Spitzen der Evangelischen Kirchenverwaltung eingeweiht. Heute hat sich das Verhältnis zwischen Kirche und Staat erheblich differenziert, und die Gemeinde reagiert eigenständig auf die gesellschaftlichen Veränderungen und Herausforderungen.

Aus der Sicht von heute lassen sich verschiedene große Linien feststellen:

- das massive **Kleinerwerden** der Gemeinde von anfänglich 22.695 bis heute 1.520 Mitgliedern.
- die **Staatsorientiertheit**: Sie zeigt sich schon bei der Einweihung der Kirche. Sie zeigt sich in der Nazi-Zeit, in der die „Deutschen Christen“ die Gemeindelinie prägten. Sie zeigt sich auch darin, dass erst ab 1968/69 die ersten staats- und gesellschaftskritischen Äußerungen in GKR-Beschlüssen und Gemeindeveröffentlichungen zu finden sind.
- die **Vielfalt des Vereinslebens** in der Gemeinde, die mit den Nazis einen Abbruch erfahren hat, der auch nach dem Wiederaufbau nicht zu reorganisieren war.
- die starke **innergemeindliche Hierarchie**, die noch bis Ende der 60er Jahre prägend war.
- das Festhalten an der **Wichtigkeit der Kindererziehung**: Die Taborkita, erheblich älter als die Gemeinde, wurde 1838 noch in der Stallschreiberstr. 1 und später 1882 in der Cuvrystr. 39 untergebracht, von der Gemeinde in Form einer Patenschaft betreut und 1961 in Trägerschaft übernommen. Dazu kamen weitere Initiativen in der Kinderarbeit: Kinderladen, Offene Arbeit, Miniclub.
- der **radikale Öffnungsprozess**, der etwa 1969 seinen Anfang nahm und sich auf alle Bereiche erstreckte: Teamarbeit, Selbständigkeit der Gruppen, Ehrenamtliche, Öffnung gegenüber dem Stadtteil, den neu hinzugezogenen Ausländern, der alternativen Szene, der katholischen Gemeinde, Umweltarbeit, Asylfragen usw. und Öffnung nach innen: Ökumenisches Glaubensbekenntnis, neue Gottesdienstformen, eigenes Liederheft, Abbau der inneren Hierarchie, Leitbild der Gemeinde, Kirchenumbau.
- die **Abhängigkeit vom Geld**. Letztere ist auch darum so prägnant, da die Gemeinde ohne eigene Friedhöfe und Grundstücke und Gebäude als arme Gemeinde immer von der Kirchensteuer, Spenden ihrer Mitglieder und wenigen anderen Mitteln gelebt hat und so jeweils schnell auf Veränderungen der ihr zufließenden Mittel reagieren musste. Immerhin hat die Gemeinde das Recht, für den im Grundbuch festgelegten Betrag von 161.000,- Reichsmark (!) sich Kirche und Gemeindehaus nebst Grundstück übertragen zu lassen, - angesichts der Aufwendungen für den Erhalt der Kirche ein zweifelhaftes Recht.

Was aber werden die Linien der Zukunft sein? Wie werden sich die Gemeindestrukturen verändern? Wer und was wird prägen, protestieren und reformieren? Was werden die Ausdrucks- und Kommunikationsformen der evangelischen Christen und Christinnen im Stadtteil und im Bezirk sein? Was kann evangelische Kirche zum Zusammenleben der Menschen, ihren Hoffnungen und zur Bildung der Kinder unter uns beitragen?

In der Hoffnung, auch aus dieser Festschrift dafür Anregungen gewinnen zu können, wünscht Ihnen allen der Gemeindegemeinderat der Taborgemeinde viel Spaß beim Lesen,

im Mai 2005

Für den Gemeindegemeinderat: Klaus–Ekkehard Gahlbeck, Vors.



Pfarrer Klaus-Ekkehard Gahlbeck

Grußwort von Generalsuperintendent Martin-Michael Passauer



Der Name „Taborgemeinde“ hat in unserer Stadt und in unserer Landeskirche einen guten Klang. Mit diesem Namen verbindet sich eine große Achtsamkeit gegenüber Menschen in besonderen Lebenslagen, gegenüber Menschen, die zu uns gezogen sind, um mit uns zusammen zu leben und gegenüber der Schöpfung Gottes, die uns so reich beschenkt hat.

Diese Kirche mit ihrer Gemeinde hat den Kiez, indem sie lebt das entscheidende Gepräge gegeben. Einst als Gemeinde mit der trennenden Berliner Mauer als Grenze, und damit gleichsam am Rande der Stadt, ist sie nun durch die deutsche Einheit mitten in das Herz pulsierenden Lebens gerückt. Wer von Mitte nach Treptow fährt, kommt gleichsam an ihr vorbei und wer die Spree befährt, kann sich an ihrem Kirchturm orientieren. Damit bietet die äußere Symbolik dieser Kirche einen Hinweis auf das, was die Gemeinde

im Inneren zusammenhält: Orientierung. Sie orientiert nicht nur Menschen in einer multikulturellen Stadt sondern auch Menschen, die dem Ruf des Evangeliums nachspüren wollen. Diese Gemeinde hat ein überzeugendes Modell entwickelt, wie es gelingen kann - und gelingen wird - auf die Dauer zusammen zu arbeiten und zusammen zu leben. Auf den Wandel im gesellschaftlichen Umfeld hat diese Gemeinde überzeugend durch eigene Veränderungen reagiert. Die Unkompliziertheit im Umgang miteinander auf der Straße hat auch in der Kirche Einzug gehalten. Die Erkenntnis, dass kirchliches und gemeindliches Leben nur gemeinsam gelingt, wird überzeugend dargestellt. So ist Gemeindearbeit an diesem Ort gleichsam ein Modellversuch offener und öffentlicher Kirche, der in unsere ganze Kirche hineinstrahlt. Sowohl im Bereich der Kindertagesstättenarbeit, wie im ökologischen Bewusstsein, als auch im Umgang hauptamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit den Ehrenamtlichen in der Gemeinde, drückt sich die Aufmerksamkeit aus, die uns das Evangelium von der Achtung der uns anvertrauten Schöpfung enthält.

Deshalb danke ich allen Menschen, die in dieser Gemeinde leben, arbeiten, beten, musizieren, gestalten, bauen und die Güter verwalten. Viel Zeit und Energien werden tagtäglich aufgebracht, damit Kirche Jesu Christi auch an diesem Ort gelingt. Wer so wach und wachsam ist, wie diese Gemeinde, der weiß auch auf welche Wegstrecke er sich zu begeben hat, um auch die nächsten Jahre Gemeinde am Ort zu bleiben. Veränderungen wird es geben und neue Herausforderungen auch.

Ich wünsche der Gemeinde, dass sie jeden Tag aufs Neue zehren kann von der Verortung, die sie trägt und offen bleiben kann für Fragen, die das Zusammenleben an diesem Ort uns als Kirche stellt.

Herzliche Glück - und Segenswünsche zum Geburtstag.

Berlin im Mai 2005

Generalsuperintendent Martin-Michael Passauer

Grußwort von Superintendent Lothar Wittkopf

Es ist erst zwei oder drei Wochen her. Ecke Skalitzer-/Wrangelstraße blockiert eine Gruppe Freizeitradler den Radweg. Gebeugt über den Stadtplan geht die Diskussion hin und her. Wo müssen wir lang? Die Straßennamen werden zu Rate gezogen, eine ganze Liste von Straßennamen wird eingeübt und refrainartig wiederholt. Schließlich schafft sich einer der Radler laut Gehör: „Da hinten steht sie doch, da ist die Taborkirche und da geht’s dann auch weiter zum Kanal.“ Er steigt aufs Rad und ruft im Losfahren zurück in die Gruppe: „Ik merk mir lieber eene Kirche anstatt so viele Straßen!“ Recht hat der Mann, denke ich. Die Kirchen als Anhalts- und Orientierungspunkte – auch in einem übertragenen Sinn, nicht nur für die Freizeittour, sondern überhaupt für den Lebensweg.



Da steht sie, die Taborkirche. Seit nunmehr 100 Jahren steht sie direkt in der Sichtachse der Wrangelstraße und vom Mariannenplatz herkommend kann sich die ganze Straße mit ihrem quirligen Leben an sie anlehnen. Und auch das gilt in einem tieferen Sinn. Ich meine nicht nur die Steine, die zu Kirche und Turm zusammengefügt und aufgeschichtet sind. Halt und Geborgenheit zum Anlehnen gibt die Botschaft, die von der Taborkirche ausgeht, das gelebte Leben, das von hier in den Kiez ausstrahlt.

Vor mir liegt ein Faltblatt der Taborgemeinde aus dem Jahr 1998. Es ist ein Blatt voller bunter und eindrucksvoller Bilder umrahmt mit Stichworten, die das Gemeindeleben vorstellen. Von A wie Andacht bis zu Z wie Zusammenarbeit kommt da sehr viel vor. In diesem kleinen Begriffslexikon werden Dinge genannt, die zu jeder Gemeinde gehören: etwa Gottesdienst, Taufen, Konfirmation, Seniorenclub. Aber eine Reihe von Begriffen markiert das ganz spezielle Profil von Tabor. Kirchenumbau steht da und dann Hofbegrünung, Dachausbau, Solarzellen auf dem Kirchendach, Sonnenkollektoren für Warmwasser, Öko-Veranstaltungen, Energiesparen. Und noch mal lässt sich unschwer eine weitere Reihe einladender Angebote aufzählen: Neue Lieder singen, eigene schlechte Erfahrungen mit Kirche überwinden, Experimentieren (steht da wirklich!), Fragen zu Glaube und Spiritualität, Stärkung finden ohne Ellenbogen.

Zum 100-jährigen Kirchweihfest grüße ich Sie alle in der Taborgemeinde sehr herzlich. Ich nehme das zum Anlass, allen in der Gemeinde zu danken, die dieses vielfältige und engagierte Gemeindeleben mitgestalten und tragen. Nicht nur der Wrangelkiez, auch die anderen Gemeinden und der Kirchenkreis können sich in der einen oder anderen Frage immer mal wieder ein bisschen an Tabor anlehnen. Danke.

Ich schließe meinen Gruß mit der Bitte der Jahreslosung, die ich hier auf die Taborgemeinde beziehen möchte. „Jesus Christus spricht: Ich habe für dich gebeten, dass dein Glaube nicht aufhöre.“ (Lk 22,32)

Berlin im Mai 2005

Superintendent Lothar Wittkopf

Die Verklärungsgeschichte, Lukas 9, 28 ff

Es beginnt damit, dass Jesus mit dreien seiner Jünger auf einen Berg geht.

In der Bibel werden immer wieder wichtige Ereignisse an besonderen Orten erwartet. Der Ölberg, die Bergpredigt Jesu, sein Abschied von den Jüngern, ebenfalls auf einem Berg.

Oder hier der Berg der Verklärung - die Geschichte sagt, es handele sich um den Berg Tabor in Palästina – wie gesagt, das sagt die Geschichte, die Bibel gibt dem Berg der Verklärung keinen besonderen Namen.

Berg Tabor, man stellt sich am besten eine Hügellandschaft vor: Der biblische Berg Tabor ist mit seinen 588 Metern deutlich niedriger als die deutschen Mittelgebirge.



Der Berg Tabor in Palästina

Solche besonderen Orte sind in der Bibel immer wieder Orte von zentraler Bedeutung oder Orte des bewussten Rückzugs, um Klarheit für sich zu gewinnen und sich zu sammeln.

Wir kennen solche Orte ebenfalls. Orte, an die wir uns gerne erinnern, weil an ihnen für uns etwas Zentrales geschehen ist, Orte des Nachdenkens, vielleicht auch Meditierens, Orte des Rückzugs und der Ablenkung, Orte, wo wir neue Hoffnung erwarten, und Orte, wo wir mit vermeintlichen Erlösungsmitteln, beim Alkohol angefangen, mit unseren Problemen hineinflüchten.

Wir suchen jedenfalls nach den schönen Stunden, und zehren auch davon ... Erholungsreise, Stunden des Erfolges und so weiter... Manchmal gehören auch die Kirche und der Gottesdienst zu diesen Orten, wo wir neue Geborgenheit und Ruhe und Frieden finden können. Da sind Worte, die Wohltun, Musik, Geborgenheit.

Ich denke, es ist schön, wenn wir einmal oder immer wieder die Stunde und den Ort finden, wo wir aus vollem Herzen sagen können: Hier ist gut sein. Hier lasst uns bleiben und Hütten bauen.

Wir verstehen die Jünger sehr gut, wenn sie bei Jesus genau das gesucht haben und nun hier auf dem Berg der Verklärung in Jubel ausbrechen: Jetzt ist die Stunde da!

“Er nahm Petrus und Johannes und Jakobus mit sich und stieg auf den Berg, um zu beten. Und während er betete, veränderte sich sein Angesicht und sein Gewand wurde strahlend weiß.” Die vorher eingeschlafenen Gefährten erwachen und sind vollkommen überwältigt. Klar, dass sie aufatmen wie solche, die endlich finden, was sie lange vergeblich für sich gesucht haben. Hier ist gut sein. Lasst uns Hütten bauen. Sie wollen diesen Augenblick für ewig haben, die Welt da unten vergessen mit ihren Problemen. Hier, hier oben auf dem Berg ist für sie der Höhepunkt. Da wollen sie bleiben. Die Stunde der Erfüllung soll kein Ende haben. Alles ist ihnen offen: die Höhepunkte der Vergangenheit, Mose, Elia, die Großen aus der erhabenen Vergangenheit des Volkes, alle Lichtblicke der Vergangenheit und Ankündigungszeichen für die Zukunft scheinen, wie in einem Brennglas gebündelt, hier zusammenzulaufen: Gottes Wohnung bei den Menschen.

Aber was widerfährt ihnen da wirklich? Was bringt in dieser schönen Stunde Furcht über sie?

Ich denke: es ist nicht die Erfüllung ihrer Sehnsüchte. Eine totale Wendung ergreift sie. Ihre Sehnsucht richtete sich darauf, den Schwierigkeiten und Misserfolgen ihres Lebens zu entkommen. Jetzt aber kehren sie mit Jesus wieder in die Welt zurück. Ihr Weg endet nicht dort oben mit dem Hüttenbauen. Er kehrt zurück; der Weg führt dann später mit Jesus nach Jerusalem, in das Leiden hinein, unter sein Kreuz. Ihre Sehnsucht wollte den Ausweg aus dem Druck des Lebens - ihre Sendung will sie inmitten dieser Welt haben: in den Schmerzen, den Problemen, unter dem Kreuz, und auch in dem Schönen.

Sie steigen auf den Berg ihrer Sehnsucht, und sie kehren um und zurück an den Ort ihrer Verantwortung. Was ist ihnen geschehen? Was hat die Richtung ihres Lebens, ihres Wollens, Fühlens und Denkens so geändert?

Wir hören die Geschichten der Jünger, wie es in den Evangelien aufgeschrieben ist. Die Jünger erleben auf dem Berg

Tabor das Wunder der Verklärung. Sie berichten davon, wie man eher stottert, wenn man etwas Unvergleichliches verständlich zu machen sucht.

Bei Lukas heißt es: Die Gestalt seines Angesichts wurde anders. Sein Kleid wurde weiß.

Matthäus: Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, seine Kleider wurden weiß wie das Licht.

Markus: Seine Kleider wurden hell und sehr weiß wie Schnee, dass sie kein Färber auf Erden so weiß machen kann.

Es ist der Lichtglanz Gottes, der auf ihn fällt und ihn verwandelt - andere Geschichten aus dem Alten Testament und auch die Weihnachtsgeschichte berichten ja ganz ähnlich: Siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen und die Klarheit des Herrn umleuchtete sie, und sie fürchteten sich sehr.

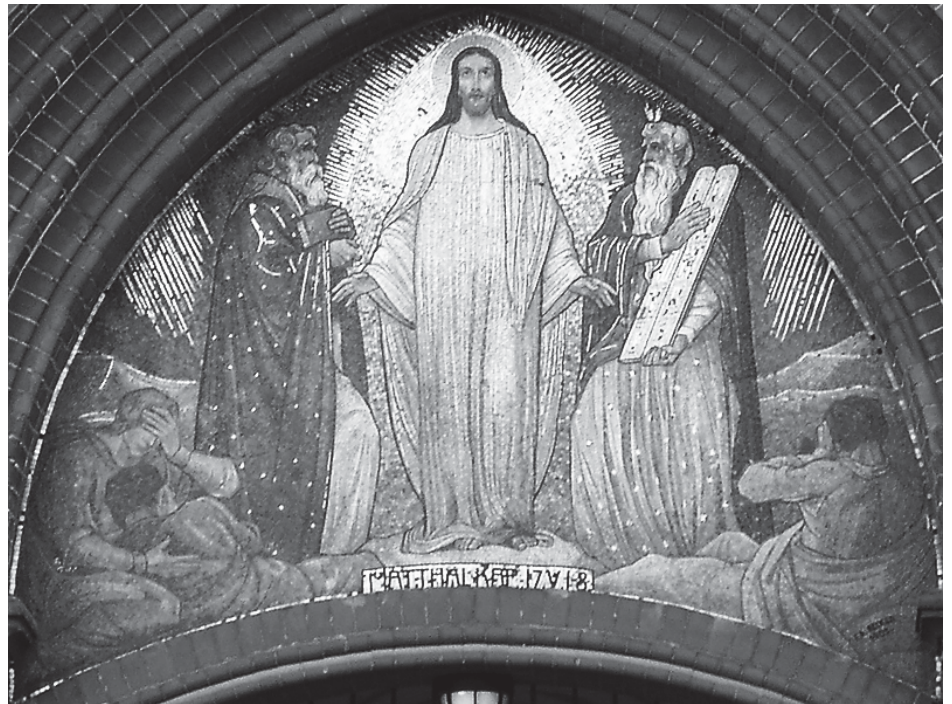
Nach den Psalmen kann das allen Menschen widerfahren. Hier widerfährt es den Jüngern mit Jesus. Warum ist das wichtig und was bedeutet das?

Wenn man sich Jesus betend vorstellt, dann steht er hier vor den Jüngern, mit beiden Händen, nicht gefaltet und in sich versunken, sondern geöffnet, zum Himmel erhoben, mit offenen Augen und aufblickendem Gesicht. Die Sonne scheint ihn an. Er ist sozusagen so offen, dass sein Leben wie ein Spiegel wird, der das Licht, das er empfängt, weitergibt und um sich her verbreitet. Ein altchinesisches Sprichwort sagt: Wer sich selbst ansieht, leuchtet nicht. Wer sich selbst ansieht, leuchtet in der Tat nicht. Wer nur auf sein eigenes Glück, sein Weiterkommen bedacht ist, der verbreitet um sich herum die Atmosphäre von Lebensgier, und die Hektik des Konkurrenzkampfes. Ich denke, wir haben eine Vorstellung davon, wie sich das auf verzerrten, nervösen, abgehetzten Gesichtern widerspiegelt.

Oder: Wer eine fixe Idee hat und nur sie vor Augen hat, aus dem mag es wohl leuchten. Aber es spiegelt sich in ihm eher der Fanatismus wieder. Immer wird ein Mensch auch geprägt von den Dingen, die er sucht, nach denen er jagt. Und er spiegelt in irgendeiner Weise das wieder, wovon er besessen ist. Und wenn es für einen gar nichts mehr gibt, für das er sich einsetzt, dann spiegelt er die ziellose und haltlose Zerstreutheit wieder.

Es bleibt sicher das Geheimnis Jesu, dass er Gott ganz widerspiegelt. Die Stimme, die die Jünger hören, das ist sozusagen die Beglaubigung: So ist es, so war es ja schon bei der Taufe Jesu. Als die Jünger das hören, verstehen sie, wer Jesus eigentlich ist, und es packt sie die Furcht. Sie wagen nicht, den anzusehen, der so vor ihnen verklärt wird. Jesus tritt zu ihnen, richtet sie auf: Steht auf, fürchtet euch doch nicht! Und als sie die Augen wieder aufmachen, sehen sie nichts Besonderes mehr. Nur ihn, ohne Glanz und Herrlichkeit. In ihrer Furcht spüren sie wohl auch, wie der Weg aussieht, den er gehen wird. Sie würden ja viel lieber auf dem Berg bleiben! Es ist nicht der Weg in die Erfüllung menschlicher Sehnsucht, jenseits des Alltags. Die Jünger öffnen die Augen, die sie vor dieser Zukunft verschlossen hatten. Auf ihn hören sie, ihm folgen sie.

Nun ist keine Nacht mehr so dunkel, dass nicht das Licht der Verklärung auch auf den fiele, der sein Kreuz auf sich nimmt und auf dem Weg Jesu den Willen Gottes sucht. Wo Gottes Wille in uns, in all unserer Schwäche auch, ein Echo, eine Antwort bekommt, wo ihm vielleicht nur ein ganz zaghaftes, müdes, zweifelndes Ja aus der Tiefe entgegenklingt, da ist Verklärung. Da fällt der Glanz Gottes auf einen Menschen. So wird keiner mit seinen Sehnsüchten aus dieser Welt erlöst, sondern wir werden für diese Welt erwählt, für die Aufgaben, mit den Gaben, die in uns stecken. Dafür kann Tabor ein Zeichen sein.



Verklärung Christi: Mosaik über dem Portal der Taborkirche

Nun ist keine Nacht mehr so dunkel, dass nicht das Licht der Verklärung auch auf den fiele, der sein Kreuz auf sich nimmt und auf dem Weg Jesu den Willen Gottes sucht. Wo Gottes Wille in uns, in all unserer Schwäche auch, ein Echo, eine Antwort bekommt, wo ihm vielleicht nur ein ganz zaghaftes, müdes, zweifelndes Ja aus der Tiefe entgegenklingt, da ist Verklärung. Da fällt der Glanz Gottes auf einen Menschen. So wird keiner mit seinen Sehnsüchten aus dieser Welt erlöst, sondern wir werden für diese Welt erwählt, für die Aufgaben, mit den Gaben, die in uns stecken. Dafür kann Tabor ein Zeichen sein.

Der Berg der Verklärung: Jesus, Mose, Elia .. und Krishna

- mitten im Wrangelkiez

Die Tabor-Gemeinde hat ihren Namen vom dem Berg, auf dem die Verklärung Jesu stattgefunden hat. In der Überlieferung des neuen Testaments ist der Berg noch namenlos. Erst die Kirchenväter haben den Berg Tabor als den Berg der Verklärung lokalisiert. Worum es in dieser Geschichte geht und was sie uns heute hier in unserer multikulturellen und multireligiösen Situation im Wrangelkiez 2000 Jahre später noch sagen kann, möchte ich mit dem Folgenden etwas nachgehen.

Eine Geschichte – drei Variationen

In drei der vier Evangelien (Mk 9,2-8 - Lk 9,28-36 - Mt 17,1-8) wird von der Verklärung Jesu berichtet. Im Großen und Ganzen berichten alle Evangelien das Gleiche: Jesus geht mit drei Jüngern auf einen hohen Berg, auf dem er vor ihnen verklärt wird. Im griechischen Text steht dort das Wort metamorphoo, also eine Verwandlung in eine andere Gestalt (morphé). Eine Metamorphose (Verwandlung) geschieht also an Jesus und entsprechend steht in den Übersetzungen, dass er „vor ihnen verwandelt wurde.“

Dass diese Verwandlung als Verklärung verstanden wird, bezieht sich auf das göttliche Licht, in dem Jesus aufleuchtet. Sein Antlitz leuchtete wie die Sonne (Matthäus) und sein Gewand wurde weiß wie Licht, „weißglänzend, wie sie kein Walker auf Erden so weiß machen kann.“ (Markus).

Alle drei Evangelien berichten dann, dass den Jüngern Mose und Elia erschienen und dass diese mit Jesus redeten. Nur Lukas weiß worüber sie redeten, nämlich „von seinem Lebensausgang, den er in Jerusalem vollenden sollte.“ (Lk 9,30) Und auch nur Lukas berichtete davon, dass Petrus und seine Gefährten vom Schlaf überwältigt wurden, während Jesus betete (man denkt an die Gethsemane-Szene). Als die Jünger aufwachen sehen sie Jesus mit Elia und Mose im Lichtglanz.

Bei allen drei Evangelien ist dann das wohl bekannteste Wort aus unserer Geschichte überliefert. „Herr, hier ist gut sein, hier lasst uns drei Hütten bauen. Dir eine, Mose eine und Elia eine.“ (Mt 17,4 – Mk 9,5 – Lk 9,33) Und ebenfalls alle drei Evangelien berichten dann von der Stimme, die aus einer Wolke sprach: „Dies ist mein geliebter (Lk auserwählter) Sohn, (nur Mt: an dem ich Wohlgefallen gefunden habe), hört auf ihn.“ Matthäus berichtet dann davon, dass sich die Jünger auf ihr Angesicht werfen und sich sehr fürchteten. „Und Jesus trat zu ihnen, rührte sie an und sprach: Fürchtet euch nicht!“ (Mt 17,7).

Alle drei Evangelien schließen dann die Erzählung damit, dass plötzlich bzw. als sie die Augen hoben, Jesus wieder allein bei den Jüngern war. Und Jesus gebietet ihnen schließlich, nichts von dem Geschehenen zu berichten, „bis der Sohn des Menschen von den Toten auferweckt worden ist.“ (Mt 17,9 und Mk 9,9)

Die Hauptaussage der Geschichte liegt darin, dass Jesus den Jüngern in einer visionären Schau sein Wesen offenbart: göttliches Licht. Die Gelehrten nehmen an, dass dieser Geschichte von der Verklärung Jesu möglicherweise ein Auferstehungsbericht zugrunde liegt, der dann zeitlich vorverlegt wurde. Deutlich ist jedenfalls, dass diese Geschichte nicht von etwas Objektivem redet, das sozusagen jedem Auge sichtbar wäre. Es geht wie bei den Auferstehungsgeschichten um etwas sehr Persönliches und Subjektives. Nur wer Augen hat, die sozusagen durch das oberflächlich Sichtbare hindurchschauen können – die Augen des Glaubens oder das innere Auge der visionären Schau – der sieht das Wesen Jesu, der sieht das göttliche Licht.

Ein Licht, das nicht nur das Wesen Jesu ist, sondern ein Licht, das das Wesen eines jeden Menschen ist, in dem Jesus aufersteht. Die Begegnung mit dem Auferstandenen, der ja der ist, durch den das ganze Universum erschaffen ist und der in allem, das geschaffen ist, das Licht ist (siehe Johannes 1); diese Begegnung ist auch heute noch möglich, nämlich auf dem hohen Berg, von dem unsere Geschichte spricht und dem die Tradition den Namen Tabor gegeben hat.

Tabor - Berg der Verklärung – Nabel der Welt

Alle menschliche Sehnsucht nach Gott, alles Suchen nach Erfüllung, alle religiöse Übung, - in dem Licht, das auf dem hohen Berg aufscheint, hier kommt sie zur Erfüllung. Alle geistlichen Wege, ob christlich oder hinduistisch, ob buddhistisch oder jüdisch, ob islamisch oder taoistisch, oder wie sie auch immer heißen mögen, sie alle sind im Tiefsten auf diese letzte Erfahrung überweltlichen Glücks, auf diese unvergleichliche lichtvolle Ekstase ausgerichtet: auf die unmittelbare Erleuchtung durch das überlichte Licht, das klare Licht der Leerheit, das ewige Licht, in dem Gott uns

in sich selbst verwandelt und verklärt.

Immer dort, wo dies geschieht, dort ist der hohe Berg, dort aufersteht Christus im strahlenden Licht Gottes. Dieser Berg ist daher wesentlich nicht ein äußerer Berg, ein Berg, den man irgendwo in Palästina lokalisieren kann. Sicherlich, dort gibt es einen Berg, von dem man sagt, dass dort die Verklärung geschehen sei. Man sagt, es sei der Berg Tabor gewesen. Aber wer diesen Berg heute besteigt, der wird dort nichts Besonderes finden.

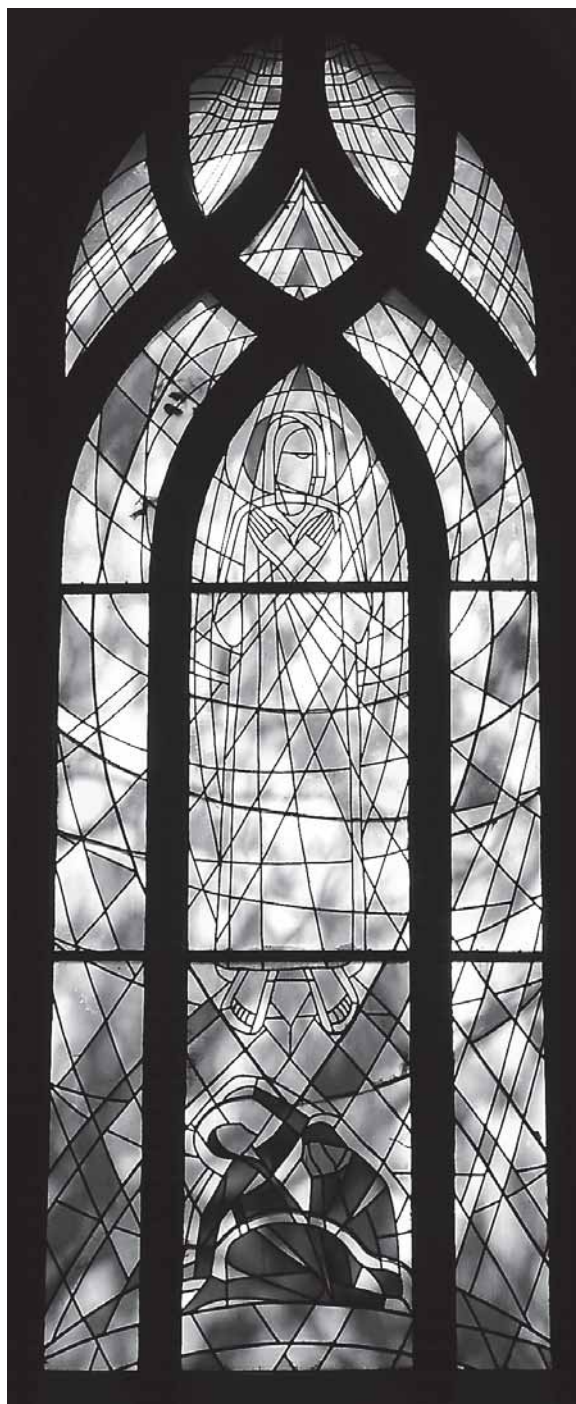
Das Auge, das das göttliche Licht schaut, ist unser inneres Auge der transzendenten Erkenntnis und der Berg Tabor ist die Spitze, der Gipfel unserer Seele. Tabor, das ist der Ort, wo sich Himmel und Erde berühren und durchdringen. Der Berg Tabor ist in uns, er ist der Gipfel, das Äußerste unserer Seele, dort wo Gott und die Seele eins sind.

Das Wort Tabor kommt vom hebräischen Tabbur und das heißt übersetzt Nabel, Mitte. Der Berg Tabor ist ein Symbol für die Mitte, für das Zentrum des ganzen Universums. Damit steht der Tabor in einer Reihe mit den anderen heiligen Bergen der Menschheit; natürlich mit dem Berg Horeb, auf dem Mose und Elia Gott schauten, dem griechischen Olymp, dem Berg auf dem die Götter wohnen oder dem Heiligen Berg Kailasch im Himalaja. In vielen Religionen ist der Berg Symbol für die Gegenwart und die Begegnung mit dem Göttlichen. Es ist auch ein Berg, auf dem die wesentlichen religiösen Lehren und Gesetze offenbart werden: die 10 Gebote auf dem Horeb, die Bergpredigt Jesu, die Predigt des Buddha auf dem Geierberg. Der Berg als mythologisches Symbol wird so zum Weltenberg, zur Mitte des ganzen Universums, ähnlich dem Weltenbaum.

Das aber, was der Mythos als äußeres, weltliches beschreibt, ist Ausdruck einer inneren Wirklichkeit. Was der Mythos als zeitlich beschreibt, ist Ausdruck einer ewigen Wahrheit. Das „Damals“ des Mythos ist ein Bild für das ewige Jetzt, in dem wir selbst uns befinden und das „Dort“ des Mythos ist ein Verweis in das ewige Hier, wo wir gerade sind.

Wenn wir uns also entschließen, auf den Berg Tabor zu steigen, dann begeben wir uns auf die Reise in das Zentrum, in den Nabel des ganzen Universums. Wir reisen an den Ort, wo die pulsierende, lebendige Verbindung zu der Kraft besteht, die allen Dingen das Leben und das Dasein spendet. Auf dem Gipfel des Berges Tabor ist man im Nabel, dort wo das Leben aus Gott quillt, wo das göttliche Urlicht, die lebendige schöpferische Urkraft, aus sich austritt und seine Lebenskraft durch den Nabel in alle Dinge fließen lässt, sodass sie ins Dasein treten.

Dort auf dem Berg Tabor, im Nabel der Welt, erfahren wir unser göttliches Selbst und erfahren dieses göttliche Leben in unserer Mitte als die Mitte aller Dinge und Wesen. Unsere lebendige Mitte, die lebendige Mitte des Baumes oder des Buches, der Steine des Hauses und der Berge, der Wolken und der Luft, der Erde, der Sonne und der Galaxien, alle Dinge quellen aus dem gleichen Nabel, haben das gleiche Zentrum, sind in ihrer Mitte, in ihrem Ursprung eins in Gott.



Verklärung Christi: Fenster der Taborkirche im Altarraum

Der Weg auf den Berg Tabor

Auf welchem Weg aber nun können wir auf den Berg Tabor, in das Zentrum des Universums gelangen? Ich denke, es ist nicht zufällig, dass im Neuen Testament direkt vor dem Verklärungs-Text Jesus-Worte stehen, die zusammenfassen, worum es in der Nachfolge Jesu wesentlich geht (Mt 16,24ff Mk 8,34ff und Lk 9,23ff). Durch diese

Abfolge wird deutlich gemacht: Die Nachfolge Jesu führt auf den Berg Tabor. Sinn und Ziel des Weges der Nachfolge ist es, dass die Schülerin bzw. der Schüler Jesu in das Wesen aller Dinge geführt wird, dass er das göttliche Wesen Jesu und damit das Wesen aller Dinge schaut und so in die Verwandlung in Gott hinein einbezogen wird.

Der Weg, der in diese Verwandlung führt, also der Weg der Nachfolge, ist der Weg der Selbsthingabe. „Wenn jemand mit mir gehen will, verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn wer sein Leben retten will, der wird es verlieren, wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es retten.“ (Mt 16,24.25) Seine Abhängigkeit von sich und der Welt zu lösen, sein kleines, persönliches und weltbezogenes Ich zu überschreiten, das ist der Weg der Nachfolge, der Weg auf den Berg der Verklärung.

Für Jesus selbst und für seine Jünger sah dieser Weg ganz real so aus, dass sie alle soziale und materielle Sicherheit aufgaben: Sie verließen ihre Familien, gaben ihren Besitz, ihre Sicherheiten auf und zogen durch das Land völlig ungesichert, schutz- und wehrlos, angewiesen auf die Zuwendung ihrer Mitmenschen. In allen Aspekten wesentlich ein Weg der Selbsthingabe.

Den Weg der Selbsthingabe, der Liebe und der Selbstüberschreitung können wir allerdings in ganz verschiedenen Formen gehen: Wir können ihn gehen in der Weise der Weltentsagung, aber auch im Alltag in der Praxis des Mitgefühls und der Liebe oder in der Form spiritueller Übung, in Gebet oder Meditation.

Wesentlich ist bei allen Formen die innere, die spirituelle Entwicklung, in der wir uns mehr und mehr der Kräfte bewusst werden, die uns unfrei machen. Eine Bewusstheit, die uns dann befähigt, uns zu lösen von unserem persönlichen, beschränkten Bewusstsein und von allem, was uns bindet, so dass wir eines Tages aufsteigen können auf den Berg der Gottesschau, wo wir verwandelt werden in das grenzenlose, universelle und allumfassende Bewusstsein.

Dieser innere Weg der spirituellen Transformation wird symbolisch in der Verklärungsgeschichte beschrieben. Verstehen wir diese Geschichte als Spiegel für einen inneren Prozess, dann werden die Objekte und Personen, von der die Geschichte berichtet zu Symbolen für innere Kräfte, Aspekte und Zustände unserer Seele. Mit dieser Sichtweise, man könnte sagen einer esoterischen Sichtweise, weil sie das Innere in den Blick nimmt (eso gr. innen), möchte ich nun einen Blick auf unsere Geschichte werfen.

Aufstieg auf den Berg der Verklärung – ein mystischer Ausblick

Zuerst wird gesagt, dass die Verklärung im Übergang vom sechsten zum siebenten Tag geschieht (Mt 17,1 / Mk 9,2). Der siebente Tag ist in der Sprache der Symbole der Tag der Vollendung und der Ruhe. Das, was vorher durch Anstrengung, durch Aktivität erreicht und geschaffen wurde, das kommt am siebenten Tag, am Sabbat, in der Ruhe an sein Ziel.

Übertragen auf das religiöse Leben heißt das, dass alle spirituelle Übung, die man aus eigener Kraft und Anstrengung unternommen hat, dass sie jetzt zur Vollendung gelangt. Eine Vollendung, die nun aber nicht mehr durch unseren Willen oder unsere Aktivität unseres Ichs erreicht wird. Was sich am siebenten Tag in der Ruhe vollendet geschieht vielmehr im Nicht-Wirken, in der Stille, in der allein Gottes Gnade wirkt. In unserem Text ist dies auch dadurch unterstrichen, dass die Jünger schlafen während die Verwandlung, die Verklärung geschieht.

Die drei Jünger symbolisieren in diesem Fall alle Kräfte der Seele, die normalerweise ich- und weltbezogen aktiv sind. Das Denken, das Wollen und das Fühlen, so könnte man diese drei Kräfte der Seele bestimmen.

Diese drei Kräfte unserer Seele wirken normalerweise in Bezug auf die Welt. Sie gehören sozusagen zu den Kräften im unteren, im weltbezogenen Teil unserer Seele. Wenn diese unteren Kräfte der Seele, das Denken, das Fühlen und das Wollen aufhören aktiv zu sein, dann treten wir ein in eine tiefe Ruhe. Eine Ruhe, in der sich das persönliche, ichzentrierte Bewusstsein auflöst. Und in diesem Moment steigen wir auf in den obersten Teil unserer Seele, in den Teil, in dem unsere Seele in den Himmel, in den göttlichen Bereich hineinreicht. Solcher Übergang in unserer Seele, in dem wir uns aus unserer Weltbezogenheit lösen und uns innerlich auf die nicht-weltliche Mitte unseres Seins beziehen geschieht z. B. im Gebet oder auch in der Meditation. Wir lassen unser Denken, Wollen und Fühlen, mit dem wir auf unsere alltäglichen Dinge bezogen sind, zur Ruhe kommen. Wir bringen alle diese Dinge unter die Wolke des Nichtwissens, wie es in einer Anleitung zum kontemplativen Gebet aus dem 14.Jh. heißt. Indem wir uns so von allem Gegenständlichen und Vorgestellten abwenden (Gelassenheit und Abgeschiedenheit bei Meister Eckhart), wenden wir uns der Wirklichkeit zu, die jenseits aller Vorstellung liegt. Und so kann es auf unserem inneren Weg auf den Berg Tabor dann schließlich geschehen, dass wir in den Gipfel unserer Seele eintreten: das Wesen Christi leuchtet auf, das göttliche Bewusstsein erstrahlt in klarem überlichteten Licht.

Wenn wir aus dieser Erleuchtung erwachen, wenn sie uns in unserem Denken und Fühlen bewusst wird, dann werden wir wie die Jünger zuerst verstört und verwirrt sein. Denn dieses Aufstrahlen des göttlichen Lichts ist gleichzeitig die erschütterndste und die faszinierendste Erfahrung, die wir als Menschen machen können.

Eine Erfahrung, in der wir unsere wahre Heimat, unseren ewigen Ursprung erfassen, so dass wir am liebsten in dieser beglückenden, lichtvollen Ekstase verweilen möchten: „Hier ist es gut, hier lasst uns Hütten bauen,“ heißt es. Und unser Text sagt, dass Petrus dies in Verwirrung gesprochen hat. Denn die Aufgabe der Menschen, die die Verwandlung in das göttliche Urlicht erfahren haben, besteht darin, dass sie in der Welt diese Erfahrung verkörpern. Der Weg auf den Berg Tabor führt den Menschen zuerst weit weg aus der Welt. Es ist eine weite Reise. Aber das Ziel liegt letztlich nicht im weltfernen Jenseits, sondern genau im Hier und Jetzt, in dem wir gerade leben. Dort sollen wir das Taborlicht leuchten lassen, so dass wir wie Jesus selbst zum Licht der Welt werden.

Das Treffen der Heiligen auf dem Berg – ein interreligiöser Ausblick

Auf dem Berg Tabor begegnen dem verklärten, erleuchteten Jesus Mose und Elia. Er trifft dort die beiden anderen, von denen die Bibel berichtet, dass sie ebenfalls auf dem Gipfel dieses Berges vom göttlichen Urlicht erleuchtet wurden (1. Mose 33 und 1 Könige 19). Und ebenso wie für Jesus, so war auch für Mose und Elia diese Erleuchtung auf dem Berg die wesentliche Erfahrung, aus der heraus sie lebten und handelten.

Im Lichte des Taborlichtes versöhnen sich die Erleuchteten der verschiedenen Traditionen. Sie sind miteinander im freundlichen Gespräch. Sie erkennen gegenseitig, dass es das gleiche Licht ist, das sich in ihnen in jeweils unterschiedlicher Weise bricht und in die Welt hinein leuchtet. Und dies gilt nicht nur für die religiös-kulturelle Religionslinie, in der Jesus wurzelt und steht, also die jüdisch-christliche.

Natürlich wissen auch andere Religionen von dem göttlichen Licht, das sich in Heiligen oder in Gottmenschen offenbart und durch das sie erleuchtet sind. Das Licht, das auf dem Tabor in Christus aufleuchtete, leuchtet auch auf im Buddha oder in Mohammed, es leuchtet auf in Laotse und natürlich in den vielen Herabkünften Gottes (Avatare), von denen die indische Tradition weiß.

In der Bhagavad-Gita (Der Gesang des Erhabenen), dem großen religiösen Epos der Inder, ist Krishna die göttliche Inkarnation, in der Gott sich den Menschen mitteilt und ihnen den Yoga der Liebe und der Tat lehrt. Aber es reicht dem Menschen, hier vertreten durch Arjuna, letztlich nicht, nur eine Lehre zu empfangen, die den Menschen über seinen himmlischen Ursprung belehrt. Es reichte auch dem Mose nicht, dass er die Gesetze von Gott empfing, es reichte ihm die Zusage Gottes nicht, dass er ihn und sein Volk begleiten würde. Mose wollte wissen, wer dies ist, der von sich sagt „Ich bin der ich bin“ (siehe 2 Mose 33). Mose und auch Arjuna wollen den, der sagt, dass er der Grund und das Wesen aller Dinge ist, von Angesicht zu Angesicht sehen.

Im 11. Kapitel der Bhagavad-Gita wird davon berichtet, wie Krishna dem Arjuna seinen Wunsch erfüllt und er ihm seine göttliche Gestalt offenbart. So wie Jesus den Jüngern auf dem Berg Tabor seine göttliche Gestalt offenbart so tut es ebenso Krishna für den Arjuna. Das gleiche Taborlicht, das in Jesus aufleuchtet, leuchtet dem Arjuna in Krishna auf. Einmal leuchtet es hinein in jüdisch-christliche Zeit, Kultur und Sprache. Das andere Mal leuchtet es hinein in hinduistisch-indische Zeit, Kultur und Sprache. Aber es ist das gleiche Licht, das sich dort jeweils verschieden bricht und Menschen erleuchtet.

Hier also das 11. Kapitel der Bhagavad-Gita (etwas gekürzt):

Arjuna spricht zu Krishna:

Das Höchste Geheimnis, die Lehre über das (göttliche) Selbst, die du mir gnädigerweise mitgeteilt hast, durch sie ist meine Verwirrung von mir gewichen.

Ich habe von dir ausführlich über die Entstehung und das Vergehen der Dinge gehört, ebenso auch über deine unvergängliche Herrlichkeit, oh Krishna.

Was du von deinem Sein gesagt hast, ist wirklich so. Doch begehre ich danach, deine göttliche Gestalt zu schauen. Wenn es möglich ist, dann enthülle mir dein unvergängliches Selbst.

Da antwortete Krishna:

Erblicke meine Gestalten, hundertfältig, tausendfältig, verschiedenartig, göttlich, von verschiedenen Farben und Formen.

Schaue heute das ganze Universum, das bewegliche und das unbewegliche und was du sonst noch zu schauen begehrt, hier in meinem Körper vereinigt.

Doch kannst du mich nicht mit deinem menschlichen Auge erblicken. Ich will dir das übernatürliche Auge verleihen. Schaue meine göttliche Macht.

Daraufhin enthüllt Krishna dem Arjuna seine höchste und göttliche Gestalt:

Mit vielen Mündern und Augen, mit vielen wunderbaren Gesichtern, mit vielem himmlischen Schmuck, himmlische Kränze und Gewänder tragend, strahlend, grenzenlos, das Antlitz nach allen Seiten gerichtet.

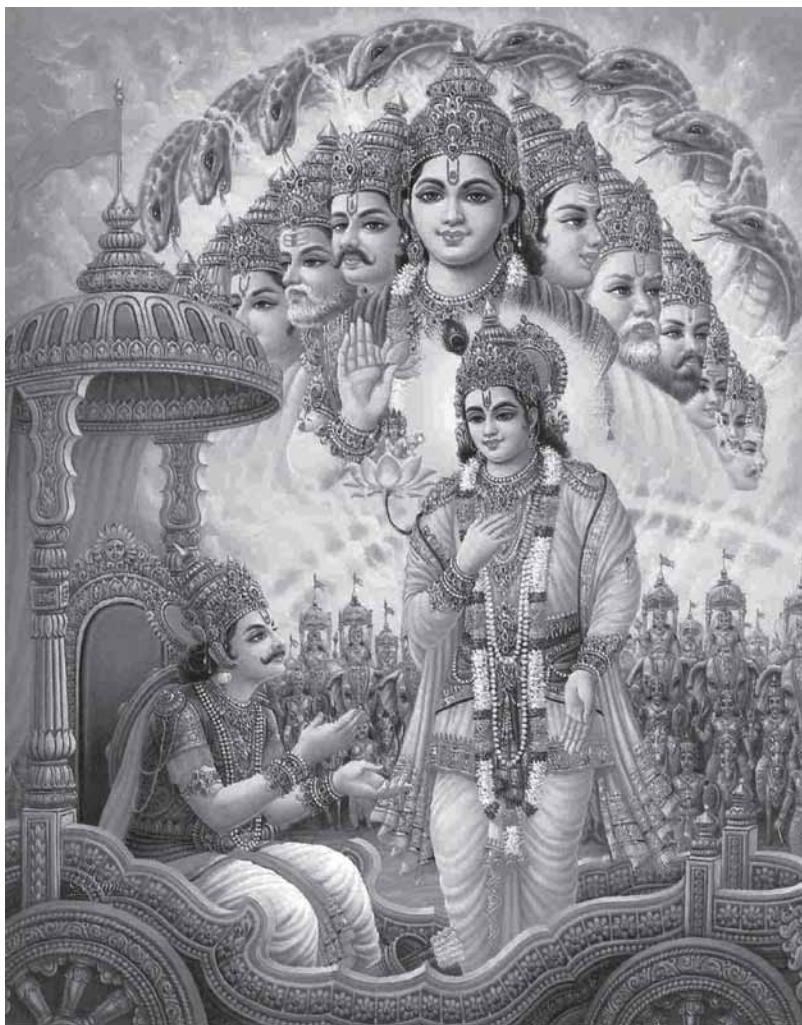
Würde am Himmel plötzlich das Licht von tausenden Sonnen aufflammen, so würde vielleicht dies dem Glanze jenes erhabenen Wesens gleichkommen.

Da sprach Arjuna, von Staunen ergriffen, mit sich sträubenden Haaren, sein Haupt vor Krishna verneigend, mit gefalteten Händen:

Ich sehe dich wie eine Lichtflut überall hin leuchtend, schwer zu erkennen, nach allen Seiten hin blendend mit den Lichtstrahlen flammenden Feuers und der Sonne, unvergleichlich.

Du bist der Unvergängliche, die letzte Ruhestätte des Alls, der unsterbliche Hüter des ewigen Gesetzes, die immerwährende Seele.

Ich habe nie zuvor Gesehenes gesehen und freue mich, aber mein Herz ist von Angst aufgewühlt. Zeige mir wieder deine menschliche Gestalt, oh Gott, und sei gnädig.



Krishna offenbart sich dem Arjuna in seiner kosmischen Form

Der Abstieg vom Berg Tabor in den Wrangelkiez

Der indische Heilige Ramakrishna vergleicht die verschiedenen Religionen mit Wegen, die von verschiedenen Seiten alle auf denselben Gipfel desselben Berges führen. Das Ziel ist ihnen allen gemeinsam. Die Lehren und Methoden der Religionen sind, je nach kulturellem Hintergrund, verschieden. Aber wer oben angelangt ist, der erfasst das göttliche Urlicht jenseits von Worten und Vorstellungen, jenseits von religiösen Traditionen und Formen.

Auf dem Berg Tabor hört man auf ein Christ oder ein Buddhist, ein Moslem oder ein Hindu zu sein. Dort erkennen Jesus und Mose, Krishna und Buddha, Mohammed und Laotse einander in ihrer Einheit, sehen im anderen dasselbe göttliche Licht leuchten, das ihr eigenes Wesen ist und so begegnen sie sich in gegenseitiger Erkenntnis, in freundschaftlichem Gespräch.

Wenn man herabsteigt vom Berg Tabor, kehrt jeder wieder zurück in seine Kultur, in seine Religion, in seine Person und Sprache. Aber es hat sich jeweils etwas Wesentliches geändert. Die eigene Identität ist relativiert. Man hat hinausgeschaut über die eigene begrenzte zeitlich-kulturelle Form, die man ererbt hat. Man hat hindurchgeschaut durch die eigene Form sowie durch die Form des anderen und hat die ewige Gestalt geschaut, die sich in die jeweils endliche Gestalt bricht.

Unsere Aufgabe wäre es daher immer wieder, aus der lebendigen Erfahrung mit dem Göttlichen heraus, das jeweils beschränkte, zeitbedingte und vorläufige an unseren Idealen, an unseren Werten und Normen zu revidieren. Und das bedeutet für die multireligiöse und multikulturelle Situation in der wir leben, dass wir uns mit Offenheit auf die Begegnung mit dem anderen einlassen. Eine Offenheit, in der wir uns einerseits mit dem anderen verbunden wissen

in der Begegnung mit der letzten Wirklichkeit, auf die er sich in der gleichen Weise bezieht so wie ich es tue. Von dem wir uns aber unterschieden wissen in den Konsequenzen, die wir jeweils aus unserer Gottese Erfahrung ziehen. Gemeinsam denke ich, müssen wir darum ringen, welches wirklich die richtigen Konsequenzen sind, die wir aus der Begegnung mit dem Göttlichen herleiten.

Die Tabor-Gemeinde versteht sich als ein Ort der Begegnung und des Gespräches, in dem sich die Menschen der unterschiedlichsten Herkunft, die hier leben, begegnen können. Wir wollen hier ausdrücklich das freundschaftliche Gespräch pflegen, in dem sich Jesus mit Mose und Elia auf dem Berg im Taborlicht befand.

Ein Gespräch, das wir ganz konkret hier in den Niederungen unseres Alltags führen. Ein Gespräch, in dem wir um die angemessene Umsetzung unserer religiösen Ergriffenheit ringen und versuchen, für unser Zusammenleben gemeinsam das jeweils Förderliche und Notwendige zu finden.

Die soziale Situation hier im Kiez hat sich in den letzten Jahren nicht gerade verbessert. Man spricht von Ghettobildung, die Gesellschaft entmischt sich, es haben sich Parallelgesellschaften gebildet, die stark voneinander abgegrenzt sind. Kaum einer hat momentan wirklich gute Ideen, wie wir als Gesellschaft und als Gemeinden auf die drängenden Probleme hier angemessen reagieren können, wie wir das Zusammenleben zwischen den Mensch hier verbessern könnten. Der Anfang, dass die voneinander abgeschotteten Kulturen durchlässig werden und zu einem gegenseitigen Verstehen kommen, ist sicherlich das Gespräch.

Hier will es schließlich aufleuchten, das Taborlicht, mitten in unserem Alltag. Wir stehen in seinem Licht, wenn Menschen, die sich fremd waren, anfangen zu verstehen und sich gemeinsam bezogen wissen auf das eine Licht, das sich in so vielfältiger Weise in die unterschiedlichen Gestalten menschlichen Lebens verwirklicht.

Tabor, das ist dann also der Ort, wo sich Menschen begegnen und gegenseitig verstehen über die Grenzen von Kulturzugehörigkeit und Religionszugehörigkeit hinweg, wo sie in den Austausch darüber eintreten, was sie aus der Tiefe des Herzens umtreibt, was sie also unbedingt angeht, und wo sie aus dieser Begegnung und diesem Verstehen heraus anfangen, gemeinsam Verantwortung für die Gestalt der Gesellschaft und dem Teil der Welt zu übernehmen, wo sie gerade gemeinsam miteinander leben.

Stefan Matthias



Rüdiger Kußerow
Fachgeprüfter Bestatter

Bestattungen
Seit über 70 Jahren im
Gemeindebereich

Wir gratulieren der Tabor-Gemeinde zum 100jährigen Jubiläum und bedanken uns für die gute Zusammenarbeit in gemeinsamen 71 Jahren, die auch schon mein Großvater und Vater als Bestatter "im Kiez" erfahren durften.

kußerow

BESTATTUNGSHAUS

Falckensteinstr. 42, 10997 Berlin-Kreuzberg (Mo.-Fr. 9.00 bis 14.00 Uhr)

Silbersteinstr. 13, 12051 Berlin-Neukölln (Mo.-Fr. 0.30 bis 17.00 Uhr)

Telefon rund um die Uhr (030) 612 72 39



Carola Geng-Rühl
Bestattungsberaterin

Bitte rufen Sie uns an, wir kommen zu Ihnen ohne Mehrkosten ins Haus und beraten Sie in Ihrer vertrauten Umgebung.

Wir führen Bestattungen in jeder Art, in allen Preislagen in Berlin, im Umland und allen anderen Orten durch.

Wir sind zu jeder Tages- und Nachtzeit für Sie erreichbar. Bei uns können Sie Ihre dereinstige Bestattung schon zu Lebzeiten regeln.

Wir vermitteln günstige Sterbegeld-Versicherungen zur Abdeckung aller Kosten.

Ein kurzer Zeitreise-Rundgang durch das Bauwerk Taborkirche

Anlässlich des ersten dreistelligen Geburtstages unserer Taborkirche möchte ich Sie zu einem kurzen Rundgang durch das Bauwerk einladen. Dabei wollen wir eine gedankliche „Zeitreise um 100 Jahre zurück“ machen und versuchen – natürlich mit Hilfe der alten Aufzeichnungen und Bilder –, uns vorzustellen, wie alles damals, im Jahre 1905 unmittelbar nach Abschluss des Neubaus, ausgesehen hat. Vorangestellt werden soll noch ein chronologischer Abriss der Bauphase.

Die Darstellung hier ist als umfangsbedingte Auswahl anzusehen, die Nichtberücksichtigung von Objekten bzw. Bereichen bedeutet nicht deren Geringschätzung. Wer gelegentlich mehr (Lese-)Zeit hat, kann auch einen etwas längeren vergleichenden Rundgang machen, der in einem separaten Aufsatz dargestellt werden soll. Er wendet sich an alle Interessierten, auch oder gerade die nicht schon architektonisch oder bautechnisch Vorgebildeten, und behandelt Vieles, was hier notgedrungen übergangen werden musste.

Abriss der Vorgeschichte und Durchführung des Neubaus

Den politischen Hintergrund bildet das enorme Bevölkerungs- und Stadtwachstum Berlins, bedingt durch die fortschreitende Industrialisierung und die Ernennung zur Reichshauptstadt, wobei bei der Einwohnerzahl im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts die Millionengrenze überschritten worden war.

Es herrschte das landesherrliche Kirchenregiment, und in diesem Rahmen wurde im Kampf gegen die befürchtete „geistliche Verwahrlosung“ breiter Bevölkerungskreise unter dem Protektorat der Kaiserin Auguste Victoria – darum „Kirchen-Guste“ genannt – ein umfangreiches Kirchenneubau-Programm umgesetzt (zwischen 1889 und ca. 1905 im Großraum Berlin etwa 67 Kirchen), in das auch der Bau der Taborkirche hineingehört.

Die neuen Gemeinden entstanden jeweils durch Abspaltungen aus vorhandenen Gemeinden, die sozusagen „aus den Nähten platzten“ (>100.000 Mitglieder). In dieser Weise ist die Taborgemeinde zusammen mit ihren „Geschwistern“, der Martha-Gemeinde und der Ölberg-Gemeinde, aus der Emmaus-Gemeinde als „Mutter“ hervorgegangen. Der Neubau der Taborkirche lief daher auch unter der Regie der Emmaus-Gemeinde ab.

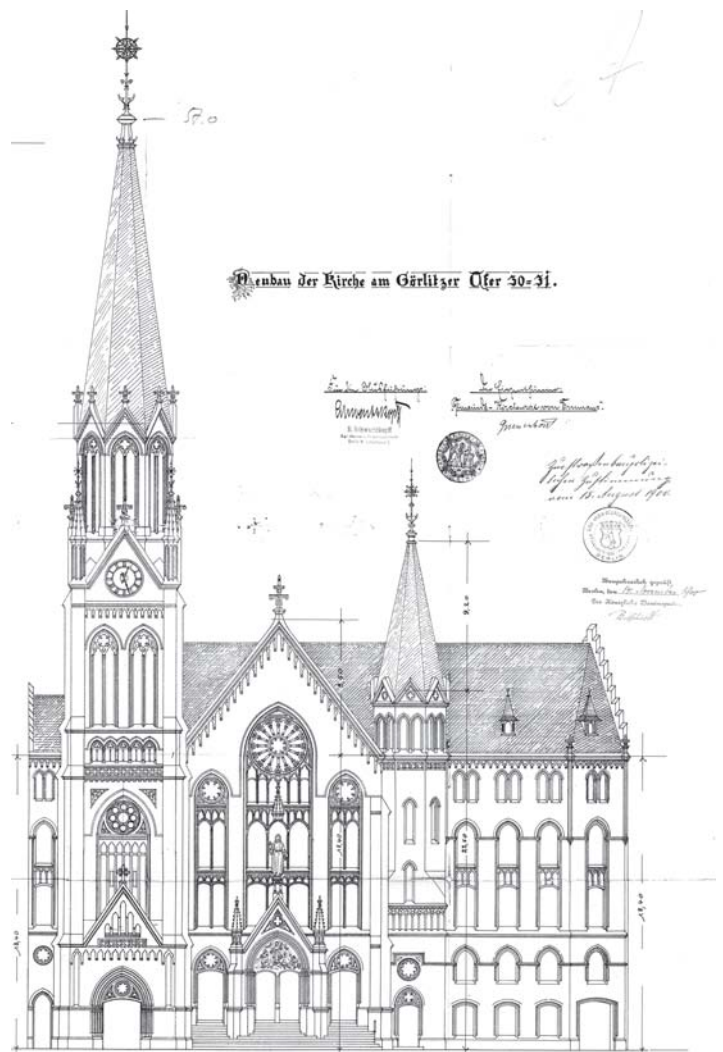
Die Planung für den Taborkirchen-Neubau stammt von dem Königlichen Baurat und Dombaumeister Ernst Schwartzkopff. Ernst Schwartzkopff war ein Neffe des Industriellen Louis Schwartzkopff, nach dem die Schwartzkopffstraße (mit gleichnamiger U-Bahn-Station der Linie U6) benannt ist.

Der Bauantrag bei den Berliner Baubehörden wurde im Jahre 1900 eingereicht.

Die Grundsteinlegung erfolgte am Pfingstmontag, dem 1. Juni 1903. Der Baumeister Ernst Schwartzkopff leitete auch einen wesentlichen Teil der Baudurchführung. Die Fertigstellung „seiner“ Taborkirche hat er allerdings nicht mehr miterlebt, denn er verstarb im Oktober 1904. Nach seinem Tod wurde die Bauleitung von dem Königlichen Baurat Adolf Bürckner übernommen und vollendet.

Das Grundstück Taborstraße 17 (damals Görlitzer Ufer 30/31) war durch die Berliner Stadtsynode bereitgestellt worden und hatte 168.000 Mark (Goldwährung des Kaiserreichs) gekostet.

Die Baukosten des Kirchengebäudes betragen ca. 330.000 Mark; sie wurden, wenn auch widerstrebend, von der Stadt Berlin übernommen. Die Baukosten des Gemeindehauses betragen ca. 63.000 Mark, diese musste die Gemeinde selbst tragen, u.a. aus Spenden. Der Festgottesdienst zur Einweihung der neuen Kirche



Planungszeichnung für die Tabor-Kirche von dem Architekten Ernst Schwartzkopff

fand am Mittwoch, den 20.12.1905 in Anwesenheit des Kaiserpaares Wilhelm II. und Auguste Viktoria, des Generalsuperintendenten D. Faber sowie zahlreicher Amts- und Würdenträger aus Politik und Kirche statt. Es wird berichtet, dass dazu einige hundert Gardesoldaten (beritten und zu Fuß) in Gala-Uniformen aufmarschiert waren, dass drei weißgekleidete junge Mädchen aus der Gemeinde der Kaiserin einen Strauß Teerosen überreicht haben, und dass die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt war.

Rundgang

Straßenfassade

Wir starten nun unsere gedankliche Zeitreise und stellen uns einmal vor, dass wir die Aufräumarbeiten nach der Einweihung und dem sich anschließenden Weihnachtsfest gerade hinter uns gelassen haben und z.B. in der Woche vor dem Jahreswechsel 1905/1906 an einem frühen Nachmittag eine ruhige halbe Stunde für unseren Rundgang gefunden haben.

Wenn wir uns der heutigen Taborkirche von der Wrangelstraße her nähern, müssen wir uns als erstes vorstellen, dass der Glockenturm wieder seinen ursprünglichen hohen spitzen Turmhelm trägt.

Im Näherkommen leuchtet uns auch heutzutage im nachmittäglichen Sonnenlicht das vorherrschende klassische Ziegelrot unserer backstein-neugotischen Taborkirche entgegen, wir müssen uns in unserer Zeitreise aber zusätzlich vorstellen, dass wir hier vor einer nagelneuen Fassade stehen, frisch gemauert bzw. frisch angestrichen.

Die Wohnhäuser rechts und links der Kirche müssen wir uns grundsätzlich nicht wegdenken, die gab es auch im Jahre 1905 schon. Das heutige Haus rechts (südl.) müssen wir allerdings gegen seinen gründerzeitlichen Vorgänger austauschen, an dem Haus links (nördl.) müssen wir tatsächlich äußerlich gar nichts ändern.

Hinsichtlich der recht komplexen Struktur der Straßenfassade mit ihrem reichhaltigen Sortiment an Formen sowie etlichen Kunstobjekten, auf die wir jetzt leider nicht eingehen können, stellen wir fest, dass diese 1905 schon genauso zu betrachten war. Hier ist allerdings zu beachten, dass die Planungszeichnung vermutlich in einigen Details nicht den tatsächlich ausgeführten Stand wiedergibt; so wurde das große Rosettenfenster wohl von Anfang an in der auch heute noch vorhandenen Form eines Achtpasses mit zentralem Kreis eingesetzt, und nicht als die „vielblättrige Blüte“, die die Zeichnung zeigt.

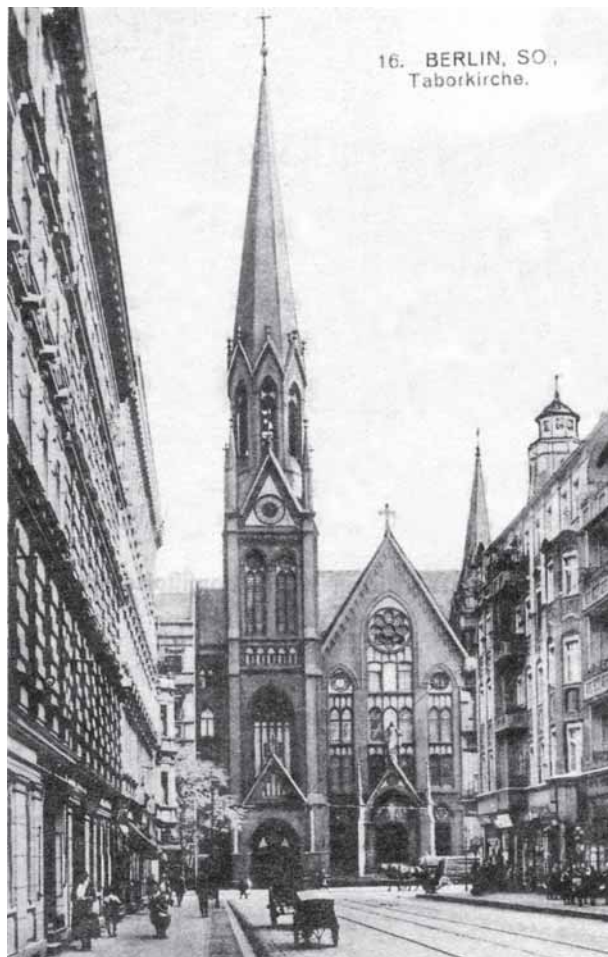
Bei den vier Dachgauben mit den im Ansatz sechseckigen zipfelmützenartigen Dach-Häubchen müssen wir uns zwei Stück, nämlich die beiden seitlichen der Dreier-Gruppe, wegdenken (Bzgl. der Umbauten siehe den Artikel von E. Gahlbeck "Taborkirche: Umbau - Neue Nutzungen - Ökologie").

Wir steuern nun auf die breite Eingangstreppe zu und denken uns aus den beiden das Haupt-Portal flankierenden Neben-Portalen, bei denen wir heute „gegen die Wand laufen“ würden, das sie verschließende Mauerwerk herausgenommen, so dass sie ihre Funktion als Nebeneingänge wieder erfüllen können, die damals auch dringend benötigt wurden.

Eingang und Vorräume

Wenn wir nun über die Treppe die „Erdgeschoss“-Ebene erreicht haben, stehen wir in dem quadratischen Windfang-Bereich des Haupteinganges. Den Terrazzofußboden stellen wir uns ohne Abnutzungsspuren, als gerade erst verlegt, vor.

Außerdem müssen wir uns hier die heutigen die jeweiligen Bögen ausfüllenden Wände links und rechts wegdenken. Ebenso müssen wir in den angrenzenden Bereichen links (nördl.) den eingebauten Toilettenkomplex und rechts



(südl.) den kompletten Inhalt bzw. die Einrichtung des Lagerraums wegdenken. Dann stellen diese Bereiche wieder entsprechende Windfang-Bereiche für die Nebeneingänge dar, so dass hier insgesamt vor der Linie der drei doppelflügeligen Eingangstüren eine arkadenähnliche Vorhalle besteht.

Durch die Haupteingangstür gelangen wir in den in Querrichtung verlaufenden flurähnlichen Vorraum, den wir heute als „Vorhalle“ bezeichnen. Wände und Decken denken wir uns hier natürlich frisch gemauert, angestrichen bzw. gefliest.

Das heutige schöne künstlerische Fenster – die apokalyptische Visionen von Emil Stolterfoht – am linken (nördlichen) Ende des Vorraumes müssen wir uns ersetzt denken durch die ursprüngliche Art mit farbloser Bleiverglasung.

Kirchenraum

Nachdem wir durch eine der drei doppelflügeligen Kirchenraum-Türen in das heutige „**Taborium**“ gelangt sind, müssen wir uns dort zunächst die abtrennende Metall-Glas-Wand und die gesamte heutige Einrichtung wegdenken (die Säulen müssen natürlich bleiben!). Den Fliesenfußboden (mit Fußbodenheizung) müssen wir uns ebenfalls wegdenken, denn hier befand sich vermutlich derselbe



heute laubfroschgrüne linoleumartige Fußbodenbelag – bzw. sein Vorgänger –, der heute hinter der Metall-Glas-Wand beginnt. Dann müssen wir diesen Raumbereich – an die Bänke vor dem „Taborium“ anschließend – mit weiteren hölzernen Kirchenbank-Reihen bestücken, die damals ebenfalls dringend benötigt wurden.

Die Fenster-Dreiergruppen müssen wir uns statt der modernen Isolierglas-Dreh-Kipp-Form allesamt in der Form fester Fenster mit farbloser Bleiverglasung denken, die wir heute noch im Kirchenhauptraum unmittelbar hinter dem „Taborium“ in der rechten (südl.) Wand vorfinden.

Unbeschadet dessen, dass wir sie uns bereits weggedacht haben, treten wir durch die heutige zentrale Glastür der Metall-Glas-Wand in den Kirchenhauptraum ein. Natürlich stellen wir uns auch hier die Wände, die aufgehenden Pfeiler und alle Gewölbedecken frisch gemauert und ggf. angestrichen vor – das ganze Bauwerk wahrscheinlich noch ein bisschen feucht und angesichts der Jahreszeit und unseres werktäglichen Besuches auch ziemlich kalt.

Im näheren Bereich fällt uns in der „alten“ Kirche der große Kronleuchter auf, der hier von der Gewölbedecke herabhängt. Weitere kleinere Kronleuchter gibt es in Richtung Orgel-Empore.

An den Sitzbänken müssen wir uns statt der neuzeitlichen Heizungselemente solche einer Dampfheizung vorstellen.

Auch die Sonne von 1905 fiel schon durch die fünf großen **Chorfenster**, die allerdings damals eine andere künstlerische Verglasung besaßen. Die zentrale Dreier-Gruppe in der Apsis zeigte drei wesentliche Stationen aus dem Leben Christi. Links den Seelenkampf im Garten Gethsemane, rechts die Himmelfahrt und im Mittelfenster – damit auch inhaltlich dem heutigen Fenster gleichend – die Darstellung der Verklärung auf dem Berg Tabor. Die beiden seitlichen Fenster griffen ergänzend zwei bedeutende Ereignisse aus der Entwicklung vom Judentum zur Kirche Christi auf, nämlich links die Gesetzgebung auf dem Berge Sinai sowie rechts die Predigt des Paulus in Athen.

Am Maßwerk der Fenster müssen wir nichts ändern, es hat noch die ursprüngliche Form. Dies gilt auch für die beiden Fenster im Emporengeschoß in der östlichen Wand der Seitenschiffe.

Im rechten (südl.) Seitenschiff denken wir uns – analog zum „Taborium“ – die Metall-Glas-Wand, die das **Gemeinde-** und das **Pfarrerbüro** abtrennt, mitsamt deren Einrichtung herausgenommen. Außerdem müssen wir dort die

moderne Fenster-Dreiergruppe durch die alte bleiverglaste feste Form ersetzen, die wir schon im Bereich des „Taborium“ gedanklich wiedereingesetzt hatten und die wir gegenüber im linken (nördl.) Seitenschiff noch heute vorfinden. In beiden Seitenschiffen müssen wir uns dann wiederum zunächst den Fliesenfußboden durch den laubfroschgrünen linoleumartigen Fußbodenbelag ersetzt denken und wir müssen sie außerdem – in etwa „kongruent“ zu den Seitenemporen – mit hölzernen Kirchenbänken bestücken. Entfernt denken müssen wir uns natürlich noch die Wandtafeln für die im 1. Weltkrieg gefallenen Gemeindemitglieder im linken (nördl.) Seitenschiff.

Im Jahre 1905 waren die gesamten **Wand- und Deckenflächen des Chors** mit einem dichten Ornamente-Muster bemalt. Eine Ergänzung zu der bildlichen Darstellung des mittleren Chorfensters bildete die Bemalung auf der Umrahmung des großen Bogens, mit dem der Chor an die Vierung anschließt. Hier war die komplette Verklärungsgeschichte auf dem Berg Tabor im Wortlaut aus Matthäus 17, Vers 1-8 in Spruchbändern wiedergegeben, wiederum bildlich ergänzt als im Augenblick der Niederschrift durch den Engel, das Symbol für den Evangelisten Matthäus, der auf der rechten Seite unten kniet.

Wir gehen nun in Richtung auf den Chor vor und versuchen, uns dort den alten **Altar** zu „rekonstruieren“. Den Altartisch sehen wir heute grundsätzlich noch in der ursprünglichen Substanz. Er besteht aus einem rötlichen Sandstein.

Das zentrale schöne Mosaik auf der Vorderfront des Unterbaus sahen auch die ersten Gottesdienstbesucher schon. Allerdings müssen wir uns flankierend noch jeweils zwei Säulen vorstellen, die den jetzt blanken Seitenflächen vorgesetzt und aus geschliffenem schwarzen Serpentinsteine gefertigt waren.

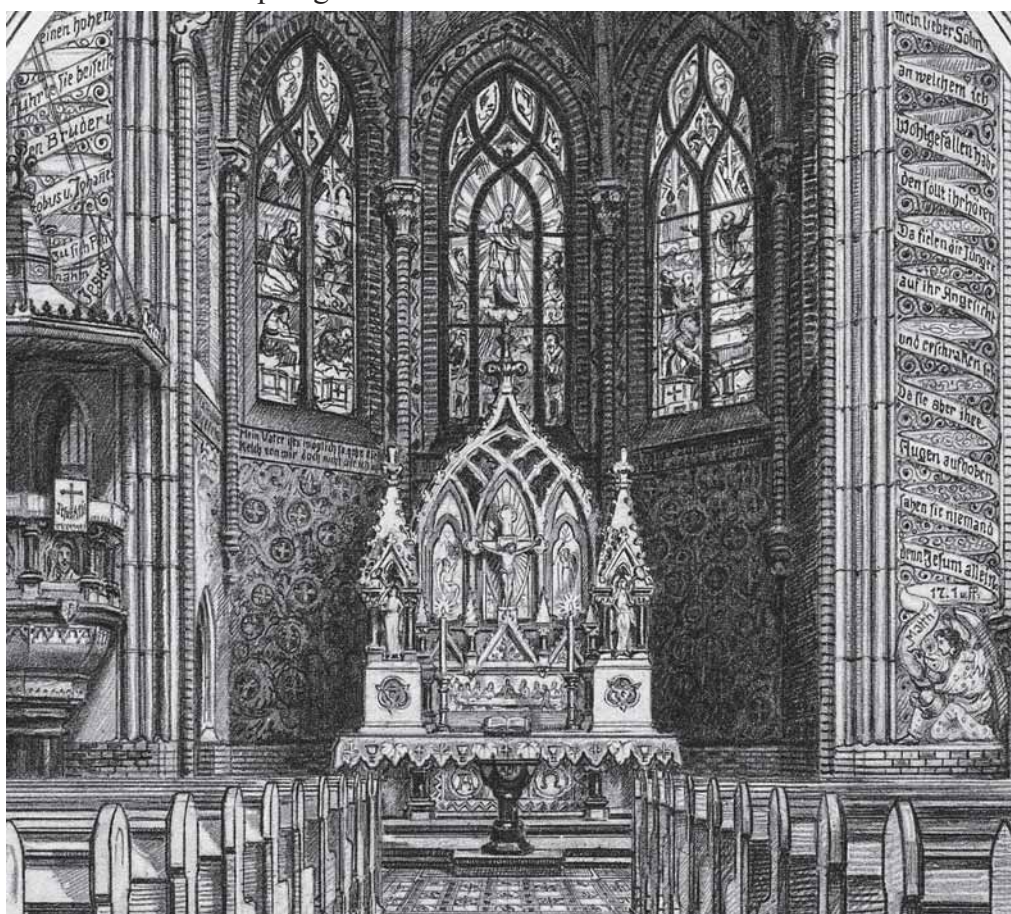
Anstelle unseres heutigen schlichten Kreuzes aus Eichenholz müssen wir uns allerdings einen mächtigen Altar-Aufsatz vorstellen, der in den wesentlichen Strukturen ebenfalls aus dem rötlichen Sandstein gefertigt war.

Der Aufsatz enthielt zentral in der unteren Ebene eine bildliche Darstellung des ersten Abendmahls.

Darüber folgte auf einem Ziergiebel stehend ein großes Kruzifix, flankiert von gemalten Darstellungen von (vermutlich) Auferstehung und Himmelfahrt. Dieser Bereich wurden von einem Gesprenge-Maßwerk mit krönender Kreuzblume überragt.

Die seitlichen Eckpfeiler des Aufsatzes wurden jeweils von einem Postament mit der Plastik einer (derzeit nicht genauer auszumachenden) biblischen Gestalt gebildet, die hinten von einem gotischen Ziertürmchen überragt wurde, ebenfalls mit krönender Kreuzblume versehen. Übrigens finden wir die übergeordnete Form zumindest des zentralen Teiles des Altar-Aufsatzes auch noch in unserer heutigen Kirche wieder: diese Form greift nämlich die Fassade der Orgel in auf den ersten Blick erkennbarer Weise auf, wie die Abbildung auf der nächsten Seite zeigt.

Nun werfen wir noch einen Blick auf die **Kanzel**. Fuß und Corpus aus rötlichen Sandstein sowie Rundsäulenschaft aus schwarzem Serpentinsteine waren so auch schon 1905 zu sehen, wir müssen uns aber darüber – etwa in Höhe der Oberkante der Emporenbrüstung – noch einen vermutlich hölzernen und dunkel gebeizten Schalldeckel vorstellen, der mittels Seil-Abspannungen schräg oberhalb an der Wand befestigt war.



Wir drehen uns nun um und schauen zurück (nach Westen) in Richtung der Orgel (siehe Abb. 4). Die sehr vielgestaltig aus einem hellem Naturstein gefertigte Maßwerk-**Emporenbrüstung** konnten ebenfalls die Gottesdienstbesucher schon 1905 bewundern.



Wir erkennen heute auch sofort die Stellen, wo wir uns noch etwas dazu denken müssen. Das sind nämlich die Pfeilerartigen, mit einer flachen Einbuchtung versehenen Unterbrechungen, von denen sich vier Stück finden lassen, nämlich geradewegs immer oberhalb der vier dünnen Säulen des Erdgeschosses. Dazu denken müssen wir uns an diesen Stellen etwa lebensgroße Figuren der vier Evangelisten, die vermutlich ebenfalls aus hellem Naturstein gefertigt und auf Konsolen gesetzt waren.

Über die westliche Emporenbrüstung hinweg blicken wir nun auf den zumindest größtmäßig bedeutendsten Einrichtungsgegenstand unserer Kirche, die **Orgel**. Hier sehen wir tatsächlich die pneumatische Orgel, gefertigt von der Berliner Orgelbauanstalt Gebr. Dinse, mit ihren (wohl auch damals schon) 2.798 Pfeifen, 40 Stimmen, drei Manualen und Pedal sowie u. a. einer Walze zur stufenlosen Lautstärkeregelung vor uns, auf der auch der erste Organist der Taborkirche gespielt hat. Allerdings hören wir aus ihr heute nicht mehr genau den Klang, den sie früher gehabt hat. Hier müssten wir uns einige Umbau-Veränderungen rückgängig gemacht denken. Zum einen betrifft dies den Antrieb, für den wir uns statt der heutigen Einbau-Lösung den Einsatz des früheren voluminösen Aggregates auf dem Dachboden vorstellen müssen. Zum anderen wanderten die zinnernen Prospektpfeifen im ersten Weltkrieg in die Munitionsherstellung. Darüber hinaus erfolgten über die Zeit weitere Umbauten.

Den genauen alten Klang müssen wir hier aber auch nicht rekonstruieren; es genügt uns, uns vorzustellen, dass er für die Menschen der damaligen Zeit genau so schön war wie es der heutige Klang für uns ist (Bzgl. musikalischer Inhalte der heutigen Zeit siehe den Artikel von N. Sandmeier / V. Michel zur Kirchenmusik).

Ausblick

Wenn wir am Schluss wieder in die Jetzt-Zeit zurückkehren, stellen wir fest, dass unsere Taborkirche, in den 100 Jahren viel Glück, vielleicht auch den gnädigen Schutz gehabt hat, für den sicherlich viele Gebete in ihr gesprochen wurden, insbesondere beim relativ glimpflichen Überstehen der Kriegswirren – was außer ihr nur noch einer anderen Kirche des Kirchenkreises vergönnt war, zwölf anderen Kirchen dagegen nicht.

Vielleicht sind wir im Hinblick auf manche Stellen in unserer Kirche gelegentlich ein bisschen traurig, dass sie nicht mehr so neu und heile wie damals ist. Wir wissen aber auch, dass nichts genutzt werden und dabei neu bleiben kann. Darüber hinaus stellen wir fest, dass zwar etliche Teile und Einrichtungen verloren gegangen, viele aber auch neu dazugekommen sind, und dass unsere Kirche insgesamt in dem aktuellen Zustand den heutigen Bedürfnissen viel besser angepasst ist als es die alte Kirche wäre.

Nun hoffen wir und können vielleicht auch Gottes Segen dafür erbitten, dass unsere Taborkirche auch in weiteren 100 Jahren noch als funktionsfähiges Gotteshaus besteht, und dass wir das Unsrige dafür tun.

Ronald-Michael Knoop

Skurrilitäten und Merkwürdiges in Gemeinde und Gemeindegemeinderat, vor allem aus den 60er Jahren

Beim Rückblick auf so manche Epoche der Gemeinde aus heutiger Sicht zeigt sich manches, was einem sehr eigenartig vorkommt. Sicher lässt sich davon etliches aus der Zeit heraus erklären – wir greifen hier nur einiges auf. Bei manchem lässt sich auch der Hintergrund nicht mehr rekonstruieren. Aus der Sicht von heute lässt sich fragen: War man vor 40 oder 50 Jahren tatsächlich noch in so starkem Maß mit Verbieten, Verhindern, Beschränken beschäftigt? War es wirklich so, dass manches, was uns heute beschäftigt, damals noch gänzlich unbekannt war? Einige zugegebenermaßen willkürliche Beispiele sind hier zusammengestellt; dazu außerdem Erlebnisse, die vor allem Pfr. Dieter Tag in den etwa 30 Jahren seines Wirkens in der Gemeinde gehabt hat.

Zur Taufe: Eine junge Mutter beim Taufgespräch: „Herr Pfarrer, was tun Sie da eigentlich ins Taufwasser rein?“ Ein junger Vater, der seine Kinder nach langem Hin und Her schließlich doch taufen lassen will: „Ick gloobe zwar nicht dran; aber man kann ja nie wissen ... Nachher gibt's den lieben Gott auf einmal doch, und denn steh ick da und kieke blöd!“

1962: Der GKR lehnt eine Taufe ab. Die Eltern waren aus der Kirche ausgetreten. Die in Aussicht genommenen Paten seien der Gemeinde nicht hinreichend bekannt.

Eine erwachsene Frau will sich taufen lassen. Der GKR lehnt das vorläufig ab. Er würde nur zustimmen, wenn die Frau regelmäßig zum Gottesdienst käme und am Gemeindeleben teilnähme (1966). 1969 hat sich das dann etwas geändert: Der Taufe eines Kindes wird trotz der ausgetretenen Eltern zugestimmt, da die Paten evangelisch sind.

1965: Der Anlass war nicht mehr zu rekonstruieren, aber im Januar 1965 fällte der GKR einen Beschluss, nicht mehr in den Räumen von Tabor mit Katholiken sprechen zu wollen und erst recht keine gemeinsamen Feiern oder Gottesdienste durchführen zu wollen. Der Beschluss wird ein halbes Jahr später aufgehoben, doch argumentiert einer der Pfarrer, bei solchen Kontakten könnten die Gemeindeglieder, „die tiefere Zusammenhänge nicht zu erkennen vermögen,“ angesichts des Absolutheitsanspruchs von Rom verwirrt werden, wenn nun doch in Tabor Gespräche mit den Katholiken geführt würden.

Auch mit Konfirmanden gab es in den 60er Jahren so manche Auseinandersetzung: 1959 beschließt der GKR eine Sitzordnung für die Konfirmanden: Sie sollen künftig im Mittelgang der Kirche sitzen, Mädchen rechts, Jungen links... Auch wenn dieser Beschluss später nie aufgehoben worden ist, sieht man doch, wie manche Beschlüsse vom Lauf der Zeit überholt werden. Von 1960 an lässt sich dann in fast jedem Jahr ein Beschluss finden, bestimmte Konfirmanden nicht zur Konfirmation zuzulassen, wegen nicht regelmäßiger Teilnahme am Konfirmandenunterricht.

Zweimal wird Müttern (1961) angedroht, sie würden von der Teilnahme am Abendmahl ausgeschlossen. Was hatte sich ereignet? Sie hatten ihre Söhne vom Konfirmandenunterricht abgemeldet und zur Jugendweihe angemeldet...



Pfarrer Gahlbeck mit Konfirmandengruppe im Mai 2003

Wie sehr sich die Situation dann 1972 gewandelt hatte, zeigt folgender Vorfall: Nach einer gemeinsamen Fahrt des Jugendclubs der Gemeinde mit der FDJ-W nach Frankfurt/Oder gibt es heftige Auseinandersetzungen in GKR und Gemeinde über den in der Weihnachtsausgabe des Taborboten abgedruckten Erlebnisbericht, von dem sich der GKR ausdrücklich distanziert.

Schon 1951 begegnet man den innerkirchlichen Warnungen vor bestimmten Betrügnern, die gezielt verschiedene Kirchengemeinden abklappern. Das gibt es ja bis heute. Besonders krass ein Fall: Ein Mann würde sich gezielt

Sachspenden erbetteln, die er hinterher verkaufen würde. Wenn er keine bekommen würde, dann würde er immer gewalttätig werden...

Taubenkot und Kirchengebäude, ein ständig wieder auftretendes Thema. Aus einem Beschluss von 1969: „Die leidige Frage der Taubenplage wird erneut behandelt. Um möglichst bald Abhilfe zu schaffen, soll mit dem Kirchwart der Marthagemeinde Verbindung aufgenommen werden, um in Erfahrung zu bringen, ob die dort ausgeübte Selbsthilfe zum gewünschten Erfolg geführt hat.“



Silvesterfeier 2004/2005

GKR-Wahlen 1962 beteiligten sich bei einer Gemeindegliederzahl von 7.000 Mitgliedern gerade einmal 135 Personen. Letztes Jahr beteiligten sich bei 1.500 Gemeindegliedern 180 Personen, also prozentual 6 mal so viele...

Dass die Gefahren, die von der Sylvesterknallerei ausgehen, keine Erscheinung nur der letzten 20 Jahre sind, belegt ein Briefwechsel zwischen Konsistorium und Gemeinde aus dem Jahr 1961 (!): Dort beantragt der GKR dreimal, auf den Sylvestergottesdienst abends und nachts verzichten zu dürfen, da er die Sicherheit der Gottesdienstbesucher nicht garantieren könne... Der Antrag wird jedes Mal abgelehnt.

Manchmal hört man heute ja die große Klage, vieles sei früher besser gewesen, und man hört auch die Klage über die schlechte Beteiligung bei den Wahlen zum Gemeindegemeinderat. Dass hier Erinnerungen geradezu fälschlich verklären, belegt folgendes Beispiel: Bei den

Ein Vorfall von damals wirkt bis heute ins Jahr 2005 nach: 1949 hatte die Gemeinde beim Bezirksamt beantragt, eine große 8-Zimmerwohnung in 2 eigenständige Wohnungen teilen zu dürfen. Als notwendiger 2. Rettungsweg wurde ein 1 Meter breites Fenster in der 4. Etage des Gemeindehauses angegeben. Die Bauaufsicht stimmte der Teilung zu. Nur: Im Jahr 2005 stellte sich heraus, solch ein Fenster hatte es dort nie gegeben. Zur Zeit der Abfassung dieses Artikels wird gerade daran gearbeitet, mit Zustimmung aller zuständigen Behörden, an dieser Stelle zwei halb so große Fenster in eines umzubauen ...

Essig und Gebet: Eine über 80-jährige treue Kirchgängerin geht nach dem Gottesdienst nach Hause. Die drückende Luft macht ihr zu schaffen. „Aber ich hab etwas Gutes dagegen.“ – ein mit Essig getränktes Taschentuch, das ihr beim Atmen Erleichterung verschafft. Essig nimmt sie auch zum Einreiben der Beine und für alle sonstigen Beschwerden. Sie strahlt begeistert: „Sie glauben gar nicht, wie mir der Essig hilft!“... – und dann, nach einem Seitenblick auf den Pfarrer, pflichtbewusst: „...und das Gebet natürlich auch.“

Liturgie: Während der Eingangsliturgie bei einem Gottesdienst steht ein Mann in der zweiten Reihe auf, geht in den Mittelgang und sagt sehr laut in Richtung Pfarrer: „Katholisch is besser!“ und geht aus der Kirche raus.

Auf der Kirchentreppe: Kleiner Junge: „Bist du der Pfarrer?“ D: „Ja, einer von denen!“ J: „Du bist schon Opa, wa?“

Hausbesuch: Eine Seniorin, ein treues Mitglied der Gemeinde, sagt beim Abschied: „Dieses Kreuz hab ich mal vom Pfarrer bekommen. Sie können es wieder in die Kirche mitnehmen. Ich hab ja jetzt ein Hufeisen!“

Einführung: Wenige Minuten nach dem Gottesdienst, in dem ein Pfarrer in sein Amt eingeführt wurde, sangen die Frauen der Frauenhilfe (eine damalige Gemeindegruppe) bereits schunkelnd: „Heute blau und morgen blau...“

Beten? Bei einem Familienbesuch fragt die jüngste Tochter: „Herr Pfarrer, betest du eigentlich?“ Ehe ich antworten kann, fährt der Vater dazwischen: „Sei doch ruhig, du betest doch auch nicht!“

Herr Redetzky oder Wie wohnte man in der Cuvrystraße in den letzten 100 Jahren?

von Jürgen Trott Nachdruck aus dem Tabor-Boten

Im Januar dieses Jahres (1983) verstarb Herr Redetzky nach einem Schlaganfall mit fast 94 Jahren. Neunzig Jahre davon verbrachte er im Berliner Südosten, war verwurzelt mit den Straßen zwischen Spree und Görlitzer Bahnhof, Landwehrkanal und Hochbahn, wohnte zuletzt in der Cuvrystr. 38. In der hundertjährig angewachsenen Substanz dieses Quartiers steckt etwas, was mehr ist als billiges Wohnen: Achtung alter Häuser, Festhalten des Gebrauchswerts: Ein Stück Stadt, dessen Geschichte man sich noch vorstellen und nachvollziehen kann.

1888 wurde Herr Redetzky in der Sorauer Straße geboren. Kurz zuvor waren hier auf ehemaligen Gärtner- und Wiesengrundstücken Häuser gebaut worden, deren Gebäudetyp und Bestimmung noch heute wieder zu erkennen sind: Es waren reine Mietskasernen, die allein auf "Wohnbedürfnisse" der Arbeiterklasse zugeschnitten und bei der - schon damals! - herrschenden Wohnungsnot auch sofort zu vermieten waren. In einem regelrechten Sog in die Stadt reisten nämlich - um die Jahrhundertwende- Massen von "Fremdarbeitern" zu; aus Schlesien, Pommern, Ostpreußen oder der Lausitz, nach deren heimatlichen Städten die Kreuzberger Straßen um den Görlitzer Bahnhof ja benannt sind; und - bettelarm wie mancher heute ankommende Türke - blieb ihnen nichts anderes übrig, als in die ihnen zugedachte, dem Arbeiterstande angemessene Behausungsform zu ziehen.

Die Zeit, in der diese "Wohnausschussware" entstand, die siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wird heute noch charakterisiert mit dem Begriff "Gründerzeit", ein wenig abfällig, denn "Börsenkrach" und "Gründerschwindel" sind die überwiegenden Begriffe für diese Epoche.

Doch schauen wir uns die tatsächlichen Verhältnisse näher an! Im Handbuch des Wohnungswesens von 1920 ist nachzulesen: "Der Grundriss der Mietskaserne ist auf die herrschaftliche Vorderwohnung zugeschnitten; für die Kleinwohnung dagegen ist er untauglich und schlechthin unverbesserlich. Die widernatürliche Verbindung zweier verschiedener Wohnungsformen, wie sie in der Mietskaserne vorliegt, bringt nach jeder Richtung nur Unzuträglichkeiten hervor. Die neueren so genannten hygienischen Verbesserungen (Toiletten auf halber Treppe statt im Hof) und Einschränkungen der Bodenausnutzung (Hofmindestbreiten, auch für besseren Lichteinfall und Luftaustausch) bewirken hier in erster Linie eine Verteuerung der Wohnungen; an der verfehlten Wohnungsanlage dagegen können sie nichts oder nur wenig ändern. (...) Es ist ein unhaltbarer Widerspruch, dass in einer Zeit, in der der Arbeiterstand politisch und kulturell emporstieg, ihm Wohnverhältnisse geschaffen wurden, wie er es in Deutschland zu keiner Zeit gekannt hat."

Dabei war doch alles so schön geplant. Baurat Hobrecht schrieb 1868 "über öffentliche Gesundheitspflege", dass die Anlage von Mietskasernenblöcken den enormen Vorteil biete, dass "ein Durcheinanderwohnen wohlhabender Klassen und ärmerer Bevölkerung" gewährt würde und eine solche „soziale Durchdringung aus sittlichen und darum aus staatlichen Rücksichten das Gebotene zu sein scheint.“

Doch sieht es in der Wirklichkeit der Bauentwicklung weniger ideal aus: Berlin wird um die Jahrhundertwende die am dichtesten besiedelte Stadt der Welt - mit traurigen "Rekorden" im Südosten. Der Zwang der Unterbringung der Zugewanderten und galoppierende Mietssteigerungen führen dazu, dass sich viele Menschen eine Wohnung nur dann leisten können, wenn Frau und Kinder durch ihre Arbeit ebenfalls Geld in die Haushaltskasse bringen und darüber hinaus so genannte "Schlafgänger" zur Untermiete aufgenommen werden. 6-8 Personen in einer 35-40 qm großen Stube-Küche-Wohnung waren also keineswegs die Ausnahme. Dennoch bildete sich in der Gegend eine von Beamten, Handwerkern und Arbeitern gemischte Bevölkerung heraus, allerdings mit deutlichem Übergewicht des Arbeiteranteils und sozialem Gefälle in den Hinterhäusern. Was das für den Einzelnen bedeutete, können wir wieder am Beispiel von Herrn R. erkennen:

Von 1902 bis 1907 machte er nach dem Besuch der Grundschule in der Görlitzer Straße eine Lehre als Kunstziseleur in einem Betrieb in der Prinzenstraße, lernte dort, aus Metallen mit Meißel und Feile Figuren und Ornamente

herauszuarbeiten. Währenddessen zog er um - in die Görlitzer Straße 40/Ecke Cuvrystraße. Die Görlitzer Straße wurde durch den Bau des Görlitzer Bahnhofs (1866) wegen des Sicherheitsabstandes zur Eisenbahn (Feuergefahr!) zum breit ausgebauten Boulevard; die Wohnlage der entlang der Görlitzer Straße gebauten Häuser war daher recht gut. In dem Blockabschnitt zwischen Cuvrystraße und Görlitzer Ufer war ziemlich in jedem Haus eine Tischlerei. Ferner wohnten hier, gegenüber dem Lokomotivschuppen des Güterbahnhofs, überdurchschnittlich viele Lokführer und -heizer, auf die in der Görlitzer wohl an die 30 Kneipen (bald in jedem Vorderhaus eine!) warteten.

Die Görlitzer Vorderhäuser waren an sich schon etwas Besonderes: Noch heute ist, z.B. in einer Wohnung der Nr. 39, an übertünchten Türdurchgängen und kunstvollen Stuckmustern nachzuahnen, dass man es mit einer ehemals vornehmeren Wohnung, möglicherweise der eines Offiziers (Kasernen in der Wrangel- oder Köpenicker Straße) zu tun hat, die in ihren gut 150 qm mehrere Salons (mit 4 m langem Balkon) beinhaltete, wozu auch ein nun schon abgebauter Dienstbotenaufgang gehörte.

Doch bei einem Wochenverdienst von 20,- Mark (ein 2-Pfd.-Brot kostete 50 Pfennige, 1 Pfd. Fleisch 70 Pf., ein Seidel Bier 10 Pf., 1 Zigarre 3 Pf.) wurde Herr R. die Miete dieser Wohnlage von 24,- Mark im Monat zu teuer. Sein Jahresverdienst also von 960 Mark und die jährliche Miete von 288,- Mark bedeuteten, dass die Mietausgaben fast 1/3 des Lohnes in Anspruch nahmen! (die durchschnittliche Mietbelastung in SO 36 heute: etwa 1/5 des Nettoeinkommens).

Ob Löhne und Gehälter oder Mieten damals mehr stiegen, ist schwer auszumachen; sehr erheblich waren jedenfalls die Lohnerhöhungen im Baugewerbe, die in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts 80 % betrugten und einer der wichtigsten Faktoren für die Mietpreissteigerung wurden.

So führte für Herrn R. nichts an einem erneuten Umzug vorbei; im 1. Quergeschoss der Cuvrystr. 35, sozusagen ums Eck, wurde eine Stubeküche-Wohnung frei, die "nur" 18,50 Mark kostete.



Wohnküche in Kreuzberg ca 1915: Wohnen, schlafen, arbeiten, essen - alles in einem Raum

Bewegte Zeiten 1914 - 1945

1914 hatten auch die Leute des Schlesischen Viertels gejubelt, als das 3. Garderegiment die Skalitzer Straße lang zog über die Oberbaumbrücke zum Schlesischen Bahnhof hin. (Doch ist zu bemerken: das aus der Kaiserzeit unendlich oft beschworene Bild des jungen Leutnants, dem alle "Mädchenherzen" stürmisch zuflogen, mag in mancher Garnisonskleinstadt einen realen Hintergrund gehabt, haben; für großstädtische Arbeitersiedlungen galt etwas anderes. Die Arbeiter und Arbeiterinnen liebten das Militär nicht, die Militärs mieden die Arbeiter; an der Ausbildung von deren Bürgerkriegsarmee waren sie in der Regel nicht interessiert.)

Dann kamen die Hungerjahre des Krieges, Hamsterfahrten, endloses Anstehen. Schlangen vor einem Buttergeschäft in der Wrangelstraße schon in der Nacht oder am frühesten Morgen am Gemüseladen, um überhaupt etwas abzubekommen; Frauen und Kinder; die Männer waren im Krieg. Auch Herr Redetzky aus der Cuvrystraße 35 wurde eingezogen und kam in den vier Kriegsjahren weit herum - zwischen Russland und Frankreich. Er bleibt glücklicherweise unversehrt, kann nach Berlin zurück, lässt sich als Formenziseleur bei einer Exportfirma anstellen, die die Siegerländer mit kunstvoll geformten Bronze- und Silberfiguren beliefert. In diesen Jahren lernt er auch seine Frau kennen, die Heirat der beiden findet 1922 statt, einer Zeit, die für ein junges Arbeiterpaar sehr entbehrrungsreich gewesen

sein muss. Auffällig in den Straßen auf den ersten Blick - als Folgen des Krieges - war die große Anzahl von Witwen und Invaliden.

Revolutionäre Regierungsansprüche von links wie von rechts, die der geplagten Bevölkerung wieder ein "Rückgrat", dem Staate ein neues Gesicht geben wollten, werden im Schlesischen Viertel als dunkle und blutige Zeit erinnert: Im Januar 1919 wird die Pionierkaserne in der Köpenicker-/Ecke Eisenbahnstraße von Arbeitern gestürmt, die dann in einem Gemetzel am Belle-Alliance-Platz (heute Mehringplatz) von Gustav- "Blut" - Noskes Truppen fertig gemacht werden. Bis März 1919 werden mehrere tausend Arbeiter standrechtlich erschossen. Mittels Barrikaden, z.B. am Kottbusser Tor, und Generalstreik wird 1920 der "Kapp-Putsch" abgewehrt. Doch gegenüber dem allumfassenden wirtschaftlichen Tiefgang und den unmittelbaren Folgen der Inflation waren die Arbeiter machtlos. Die Lebensverhältnisse in der Cuvrystraße waren demnach so hart wie je. Man traf sich z.B. bei der Pfandleihe um die Ecke in der Wrangelstraße beim "vertraulichen" Versetzen der letzten Wertstücke, denn wofür man heute noch ein Brot bekam, war morgen womöglich nur noch ein Bruchteil des Preises wert. Das war eine Qual, besonders für die Frauen, auch Frau Redetzky hatte arg zu klagen, berichtete ihr Mann. Miete und Löhne waren ziemlich gleich geblieben. 18 Mark Wochenlohn gleich eine Monatsmiete.



KPD-Demonstrationszug Zweites Rotes Reichstreffen im Mai 1926 Ohlauer Str.

Doch obwohl das Geld Mitte der zwanziger Jahre nicht viel wert war, blühte die Geschäftskultur, gerade in der Wrangelstraße als der Einkaufsstraße des Viertels. Zwischen unzähligen Geschäften, Obst- und Gemüsekarren, Straßenhändlern und dem Wochenmarkt drängten sich Scharen von Einkaufenden.

Verändert hatte sich aber die Arbeitsszene. Es fehlt der größte Teil der alten Kleinhersteller, Zigarrenproduzenten, Instrumentenmacher usw., die Handwerksmeister sind merklich weniger geworden, überhaupt gab es nun mehr Fabrikarbeiter und weniger Beamte. Die Veränderung spiegelt sich in der Cuvrystraße: Der Moon'sche Blindenverein besaß jetzt die Nr. 31 - 33 in denen sich naturgemäß die Blindenberufe (Bürstenmacher, Stuhl- und Korbflechter) häuften. Die Nr. 34 mit dem großen Fabrikgebäude wurde chemische Fabrik und wieder Möbelfabrik. Die Zahl der Tischler ist um über die Hälfte geschmolzen, dafür wohnten mehr Schlosser, Schleifer, Dreher als 1900 in der Straße, viele Metallarbeiter.

Verändert hatte sich aber die Arbeitsszene. Es fehlt der größte Teil der alten Kleinhersteller, Zigarrenproduzenten, Instrumentenmacher usw., die Handwerksmeister sind merklich weniger geworden, überhaupt gab es nun mehr Fabrikarbeiter und weniger Beamte. Die Veränderung spiegelt sich in der Cuvrystraße: Der Moon'sche Blindenverein besaß jetzt die Nr. 31 - 33 in denen sich naturgemäß die Blindenberufe (Bürstenmacher, Stuhl- und Korbflechter) häuften. Die Nr. 34 mit dem großen Fabrikgebäude wurde chemische Fabrik und wieder Möbelfabrik. Die Zahl der Tischler ist um über die Hälfte geschmolzen, dafür wohnten mehr Schlosser, Schleifer, Dreher als 1900 in der Straße, viele Metallarbeiter.

Zu letzteren zählte auch Herr Redetzky. Um dem traurigen Schicksal vieler Kollegen, von heute auf morgen arbeitslos auf der Straße zu stehen, zuvorzukommen und auch wegen Streitigkeiten mit seinem bisherigen Meister, beschließt er mit 20 weiteren Genossen eine Bronze-Stahl-Produktionsgenossenschaft zu gründen. Startkapital stellt ein Kaufmann, der Kleinbetriebe finanzierte, zur Verfügung. Der selbstverwaltete Betrieb mit eigener Buchführung, gleichberechtigter Mitbestimmung und selbst gewähltem Meister (man bedenke: 1923!) befand sich in der Köpenicker Straße kurz hinter der Schillingsbrücke (heute Ost-Berlin); dies neben einer Kunststeingießerei, die Hand in Hand mit ihnen arbeitete, wovon heute noch der pensionierte Betriebsleiter erzählen kann. Er fuhr früher immer von Treptow hier zu seiner Arbeit und wohnt heute in der Görlitzer Straße. 1927/28 erfuhr der Betrieb durch eine wesentliche Produktionserfindung einen regelrechten Auftragsaufschwung; vor allem wurden Lautsprecherformen an die Firma Blaupunkt geliefert.

Das Ende der Republik kündigte sich dann immer deutlicher auch im hinteren Schlesischen Viertel an. 1932 zogen

morgens die Kommunisten und abends die SA in Kampfformation durch die Cuvrystraße. In der Wiener Straße machte ein SA-Lokal, in der Görlitzer Straße ein NS-Laden auf. Doch bis 1933 behielt die KPD die Oberhand, hatte ihren Stützpunkt in der Görlitzer Str. 50.

Politische Feindseligkeiten wurden nur dann beiseite geschoben wenn es allen wirklich gleich dreckig ging und man dies einsah: September/Oktober 1932 streiken Mieter in der Köpenicker Str. 34-35, Wandsprüche wie ERST ESSEN DANN MIETE, WIR WOLLEN NICHT VERHUNGERN oder HIER VERKOMMEN UNSERE KINDER! weisen auf die gemeinsame Not hin, und so flattern aus den Fenstern Protestfahnen mal mit leuchtendem Sowjetstern, mal mit Hakenkreuz. SA-Mann wie KP-Arbeiter packen an, um einen erwerbslosen Familienvater gegen die Räumung und Wuchermiete seiner Wohnung zu unterstützen, die nicht mehr Wohnwert als ein Viehstall hatte.

1933 aber staunte man dann im Viertel, wer alles schon heimlich Nazi war oder schleunigst wurde. Anders als in der Sorauer, gab es in der Cuvrystraße keine blutigen Zusammenstöße, wohl aber in der Wrangelstraße. Dass aber 1933 keineswegs gleich alles in Bewegung kam und besser wurde, wie man das im Viertel heute noch hören kann, sieht man bald: Die Arbeitslosigkeit, die ihren Höhepunkt 1933 schon überschritten hatte, hörte nicht sofort wegen Ausbruch des 3. Reiches auf. Entgegen auch der Erinnerung mancher Bewohner begann damals schon das Sterben kleiner Einzelhandelsläden. Neben der Verdrängung durch größere Kettenläden war daran auch die mangelnde NS-Wohnbautätigkeit schuld, so dass viele Läden, um Wohnraum zu gewinnen, einfach in Wohnungen umgewandelt wurden, wie auch in der Cuvrystraße noch ersichtlich ist.

Der Nationalsozialismus machte natürlich vor den Fabriken nicht halt. Wöchentlich gab es für die verschiedenen Gruppen (Arbeiter, Angestellte, Jugendliche) Zusammenkünfte mit Armheben, Singen und knappen Ansprachen.

Dies fiel in der Produktionsgenossenschaft in der Köpenicker Straße, in der Herr R. arbeitete, weg; die Arbeiterschaft war keinesfalls nationalsozialistisch gesinnt. Wenn auch die Produktion um NS-Propagandaplaketten erweitert wurde, so war man sich einig: nur die Arbeit ist das Entscheidende, das Nazi-Getue machen wir hier nicht mit, das ist unser Betrieb!

Schlimm war die Stimmung in den Häusern. In der Cuvrystraße wie fast überall traute man sich kaum mehr offen zu reden. Verlass war nur auf die, die man gut kannte. Auch in der Cuvrystr. 35 herrschte große NS-Begeisterung, doch Herr R. und seine Frau blieben beim "Guten Tag" statt "Heil Hitler".

Als dann der Krieg im September 1939 begonnen hatte und Herr R. mit über 50 Jahren noch einmal Soldat werden sollte, protestierten seine Betriebsgenossen und schützten ihn per Reklamation. Ein Kollege aus seinem Haus wurde dann doch eingezogen und fiel.

Die Genossenschaft musste während der Kriegsjahre ihre Produktion umstellen und belieferte nun die Fa. Auer. Gasmaskenbetrieb für Mensch und Tier... Als der Bombenkrieg begann, wuchs mit der Abhängigkeit voneinander der soziale Zusammenhang. Die Gewöhnung an die dauernde Bedrohung war 1944, als die Lebensmittel schon sehr knapp wurden, so weit gegangen, dass die Frauen, bestenfalls mit einem Stahlhelm auf dem Kopf, während der Angriffe beim Bäcker in der Wrangelstraße zusammengedrängt Schlange standen und mal nach vorne zum Brot, mal nach oben zu den Tiefliegern schauten.

Haben sich die Wohnverhältnisse in den letzten 35 Jahren verbessert?

Cuvrystraße und Umgebung von Kriegsende bis heute

Auf dem Gelände der Cuvrystr. 36, der ehemaligen Hinterhäuser Cuvrystr. 37 und der noch bestehenden Hinterhäuser Cuvrystr. 35 soll die neue Tabor Kita entstehen.

Wie schon im ersten Teil dieser Wohnchronik angedeutet, steckt ja in dem Kiez rund um die Cuvrystraße noch ein Stück Stadt, dessen Geschichte man sich noch vorstellen kann. "Noch", denn nicht nur manche Bausubstanz bröckelt oder wird zum Verfall gebracht, sondern es sterben auch einfach die Menschen "von früher", und damit deren Erinnerung daran wie Leben und Wohnen hier "damals" aussah.

Einer (unter anderen) von ihnen hat mir aus seinem neunzigjährigen Leben erzählt, das eng verwurzelt war mit diesem Gebiet (und vor allem mit dem 1. Quergebäude der Cuvrystr. 35 seit Beginn dieses Jahrhunderts).

Wie sah es nun zu Ende des letzten Weltkrieges in der zerstörten Stadt aus? Die verbliebenen Bewohner, denen die Flucht aus der umkämpften Stadt nicht mehr gelungen war, harrten in den Kellern aus, und als sie nach dem Abflauen

des Kriegslärms zögernd ihre Unterschlüpfe verließen, sahen sie sich einer Zerstörung gegenüber, die kaum etwas verschont hatte. Das alte, ihnen vertraute Berlin hatte sein Gesicht in einigen Tagen und Nächten endgültig verloren. Ganze Stadtviertel waren verschwunden, kilometerweise aus Schutt und Asche zusammengesetzte Trümmerlandschaften, aus denen hier und da Verkehrsschilder und Bäume ragten, aufgerissenen Häuserfronten, einzelne stehen gebliebene Wände, Gerippe aus verglühten Eisenträgern, zusammengeknickte Brücken. In den Trümmern war der bisherige, durch die Baublöcke streng geordnete Verlauf der Straßen schwer zu erkennen. Nur Berlins Kanäle waren die gleichen geblieben.

Aus dem "Berliner", Oktober 45, offizielle Verlautbarungen, die ein "Wohnen in den Trümmern" halbwegs regeln sollten: *"Noch vor dem Winter müssen die deutschen Behörden die größten Anstrengungen machen, um der schlimmsten Überfüllung dadurch abzuweichen, dass Personen aus überfüllten Häusern in weniger besetzte eingewiesen werden. Der Überfüllung kann auch dadurch zum Teil abgeholfen werden, dass geeignete Luftschutzbunker, unbenutzte Läden, Geschäftsräume, öffentliche Gebäude und Lager benutzt werden, die nicht für andere Zwecke gebraucht werden. Aus Gesundheitsrücksichten und aus Gründen der Gerechtigkeit muss der verfügbare Wohnraum gleichmäßiger verteilt werden, als es in gewissen Gegenden der Fall zu sein scheint, und jede Bevölkerungsschicht muss die gleiche Last tragen."*

Also ein drittes Mal die alten Verhältnisse. Familienleben in der Wohnküche, Schlafen verteilt auf Küche und Stube. Damals war der Wohnungskampf noch deutlicher ein "Überlebenskampf".

Das Viertel war nicht gleich mit der Ankunft der Amerikaner, aber doch einige Monate später, amerikanischer Sektor geworden. Die Sowjets hatten sich zurückgezogen; es herrschte 1947 in Berlin Währungschaos, Lohn und Miete wurden teils in alter Mark (Ost) teils in Mark mit B-Aufdruck (West) gezahlt, bis die Währungsreform kam. Während der Blockade war die Grenze dicht, aber davor und danach war dem Schieben hin und her kein Einhalt geboten. Ostbürger kamen zur Arbeit rüber, klapperten die mannigfaltigen Kneipen und Kinos ab ("Cuvry-Lichtspiele", Schlesische Str. 15 hatten Filmprogramm ab 9 Uhr früh). Westbürger gingen nach Osten, um einerseits billige Einkäufe (U-Bahnkarten, Lebensmittel, Schuhe usw.) und andererseits Ausflüge ins Grüne zu machen.

In den 50er Jahren entspannte sich sogar im Viertel in gewisser Weise die Wohnsituation, selbst in der Cuvrystraße begann es sich zu lockern. Menschen, Familien, die ein Leben lang in Stube/Küche im Hinterhaus gewohnt hatten, zogen ins Vorderhaus oder „Lücken“-Neubauten und damit in größere Wohnungen. Bis Mitte der 60er Jahre lief sogar eine zweite Bereinigungs- und Instandsetzungswelle an, die teilweise mit gravierenden Abrissen verbunden war, aber auch damit, dass z.B. - wie in der Schlesischen Straße - jeder freie Fleck mit Ladenbuden besetzt war, frei aufgebaut oder in die Trümmer hineingesetzt. Keineswegs gleich totes Gelände, die Wrangelstraße war immer eine stark belebte Geschäftsstraße, damals noch mit Einkäufern von drüben.

Der entscheidende Schlag war der Mauerbau, begonnen am 13.8.1961. Das Schlesische Viertel wurde zur Sackgasse, zum fernen, langsam vergessenen Ende eines westlichen Rumpf-Berlins. Ein Viertel, das vom Durchgangsverkehr geschaffen worden war, wurde gleichsam zum stehenden Teich.

Gab es in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten z.B. in der Cuvrystraße 25 noch den Fuhrbetrieb im Hinterhof samt Pferdeställen, und in fast jedem Vorderhaus (z.B. Cuvry 23, 25, 29, 36. 38 u. a.) Barbier-, Lebensmittel-, Zigaretten-, Trödeläden, Kneipen, so wurde nun - auch durch das Altern oder Sichverändern der Bewohner, und durch die Bauverwaltung - die landwirtschaftliche Szene lahm gelegt und das Wohn-Gewerbe-Gebiet allgemein "entmisch". Bei abnehmender, aber immer gleichartigerer Bevölkerungsdichte stellten mit 80 - 85 % die Arbeiter und Angestellten den Löwenanteil, mit wenigen Selbständigen, Beamten oder Akademikern.

Nachdem damals von den finanzstärkeren Deutschen die meisten das Gebiet verlassen haben, ballen sich in dem alten Quartier lauter so genannte "Minderheiten": sozial Schwache, Alte, Gastarbeiter, Studenten. Die können sich in ihrer Mehrheit gegen die Veränderung des Stadtteils nicht wehren (die Ausländer nicht einmal an der Wahlurne). Angesichts nun gerade der vielen ausländischen Treffpunkte und Läden wird die verbliebene deutsche Bevölkerung unsicher und fühlt sich zunehmend gar als Minderheit im eigenen Land.

Doch diese ganze Entwicklung hat ja tiefere Gründe; man muss bei seinen Beobachtungen auch immer fragen, wie

das alles nun entstanden ist: Sieht man das Adressbuch von 1971 durch, dann erinnert die Situation noch sehr an die alten Zeiten, es sind die alten Berufsangaben, die gewohnte soziale Zusammensetzung. Zwei Jahre nach Beginn der türkischen Zuwanderung ist noch kein türkischer Name zu entdecken. Trotzdem hat dieses Bild getrogen. Das ungeheuer schnelle und nachhaltige Einströmen der ausländischen Arbeiter (-Familien) setzt, bevor es möglich ist, Lücken voraus, in die überhaupt etwas einströmen kann. Dass dann, wenn erst einmal in den meisten Häusern türkische Großfamilien in viel zu kleinen Wohnungen hausten, sich eine zweite Welle in Bewegung setzte und auch die bestverwurzelten Bewohner zum Wegzug brachte, ist eine zweite Sache.

Beispielhaft kann dies an der Cuvrystr. 35 bestätigt werden: Die drei Häuserteile seien im März 1972, so wird mir erzählt, frisch verputzt gewesen, der 5. Stock im Vorderhaus extra (mit Bad) ausgebaut worden. Die Hauswartstätigkeit wurde geflissentlich erledigt (Reinigung der Treppenhäuser, Höfe, Keller u. a.). Der Ausländeranteil war noch relativ gering, habe aber allmählich in den Hinterhäusern zugenommen, als Altmietler wegzogen. Wegen Familienvergrößerung, Abneigung gegen die Wohnlage oder gegen den "Wohnkomfort" (kalte abbröckelnde Außenwände, Außentoiletten, kein Bad ...).

Die billig bleibenden Stube-Küche-Wohnungen werden von Zahlungsschwächeren übernommen: Frührentner, Sozialhilfeempfänger, kinderreiche (Ausländer-) Familien (im 1. Hinterhaus bis zu 6-8köpfig). Versuche von Nachbarschaftlichkeit wurden seltener, die Hausreinigung zum Teufelskreis: Treppengeländer werden "abgeholt", bei einem Wohnungsbrand Türen demoliert. Löschwasser sickert durch die Wände, bei auftretenden Brüchen überalterter



Wasserrohre bricht Deckenputz herab, versiffen Wände und Böden, rosten Stromleitungen durch, überfluten Keller. Der Eigentümer ist kaum zu Reparaturen zu bewegen. Die unwürdigen Zustände, v. a. im 1. Hinterhaus, veranlassen viele zum Wegzug, bis in der Hausruine nur noch zwei alte Damen bis Ende letzten Jahres "wohnen", die einen großen Teil ihres Lebens hier verbracht hatten.

Herr Redetzky hatte schon Ende der 70er Jahre das Glück, fast nebenan in dem wieder aufgebauten Vorderhaus der Cuvrystr. 38 (mit Aufzug!) eine Wohnung mit Zentralheizung und Bad vermittelt zu bekommen. Seine Frau war lange zuvor in der sicher nicht gesundheitsfördernden Wohnsituation verstorben.

Die angrenzende Umgebung hatte inzwischen die Berliner Bauverwaltung Schritt für Schritt durchkämmt, das Fabrikgebäude im Blockkern abgerissen, dann die Quergebäude der Cuvrystr. 36, denen im Austausch gegen öffentliche Modernisierungsförderung, die der Nr. 37 und 34 nachfolgten, ohne dass sich öffentlicher Protest erhob; geschaffen wurde eine zugige Schneise mit Spielplatz.

Die Tätigkeit der Instandbesetzer des "Kerngehäuses" gegenüber hat ihrerseits schon wieder neue historische Spuren geschaffen; Beziehungen der jungen Leute auf die Erfahrungen der alten Bewohner sind im Gange, die Alten sehen, dass fast schon zerstörter Raum wieder zu Leben findet; Ehemaliges wird wieder weitergeführt: Mit der Holzwerkstatt ist die alte Tischlerszene wieder anwesend, mit dem Taxikollektiv kehrte das Fuhrgeschäft in den Cuvryblock zurück. Vielleicht wird auch der Faden der Landschaft einmal wieder aufgenommen, was wäre das auch für eine Freude für die Kinder!

Jürgen Trott (Stud. Theol.)

(Unter Verwendung eines Gutachtens von H. Dieter Hoffmann-Axthelm)

Frau Herta Höpfner geb. Leich

Frau Herta Höpfner, Jahrgang 1913, wird in diesem Jahr 92 Jahre alt. Wer sonntags in die Kirche kommt, trifft sie so gut wie immer an. Am Sonntag verzichtet sie auf ihren Rollstuhl und läuft zu Fuß mit ihrer Begleitung zur Kirche. Das dauert eine Weile in dem Alter und das Schwerste dieses Sonntagsports ist, das Geländer festhaltend die Stufen zum Eingang der Kirche zu erklimmen. Das ist in ihrem Alter sehr anstrengend.

Dann nimmt sie am Gottesdienst teil und trinkt danach noch mit der Gemeinde im Taborium eine Tasse Kaffee und unterhält sich. So werden in Tabor oft Gottesdienste gefeiert, in denen vom Baby bis zu 92 Jahren Menschen aller Altersstufen anwesend sind.

Frau Höpfner wurde in Neukölln geboren, aber schon nach einem halben Jahr zogen ihre Eltern nach Kreuzberg und sie wuchs in der Wrangelstraße auf. Von 1914 bis 1979 lebte sie im Haus Wrangelstraße Nr. 58. Danach zog sie in eine altersgerechte Wohnung in die Cuvrystraße.

Außer zweieinhalb Jahren während der Kriegszeit, in denen sie nach Storkow evakuiert war, verbrachte sie ihr ganzes Leben im Wrangelkiez. Erst im Alter von fünf Jahren wurde Herta Höpfner 1918 in der Taborkirche getauft. Die Eltern waren anwesend, die Verwandtschaft zeigte kein Interesse an der Taufe. Sie wurde von Pfarrer Dr. Scherer in einer gut besetzten Kirche getauft.

Ihre Eltern besaßen ein Zigarrengeschäft in der Wrangelstraße, mussten viel arbeiten und waren nicht reich. Trotzdem ermöglichten ihre Eltern ihr Klavierstunden. Sie spielte Sonaten und Sonatinen; als sie aber mit 18 Jahren die Kosten von 5 Mark für den Unterricht selber tragen musste, gab sie den Klavierunterricht auf.

Sie besuchte die Gemeindeschule im Kiez (jetzt Fichtelgebirgegrundschule) und hatte bei Herrn Lehrer Winter Religionsunterricht. Zusätzlich erhielt sie ein Jahr Konfirmandenunterricht bei Pfarrer Dr. Heintzel und wurde am 23. September 1928 mit knappen 15 Jahren konfirmiert. Ihren Pfarrer, Dr. Heintzel, hat sie in guter Erinnerung behalten. „Der war immer nett, war prima. Trug einen Anzug. Wir wurden vor der Konfirmation in der Kirche geprüft und trugen zur Prüfung Kleider mit drei Stufen. Zur Konfirmation hatten alle Mädchen schwarze Samtkleider an und hielten einen Blumenstrauß in der Hand.“ Die Verwandtschaft der Eltern kam auch nicht zur Konfirmation, einerseits, weil sie so weit weg wohnten, Verwandte der Mutter lebten in Schlesien, andererseits zeigten die Verwandten des Vaters kein Interesse - eine tote Gesellschaft - so nennt sie Frau Höpfner. Die Taborkirchengemeinde hatte fast immer einen Chor. Frau Höpfner kann sich noch sehr gut an die Geschwister Feige erinnern, die nicht nur gut singen konnten, sondern - da sie vorne standen und Zwillinge waren - besonders auffielen.

Frau Höpfner lernte ihren Mann während der Kriegszeit kennen. Er war Buchbinder. Ihre Ehe war aber nur von kurzer Dauer. Sie waren nur ein Jahr und vier Wochen verheiratet, als ihr Mann 1945 in Frankreich fiel. Ein Sohn ging aus der Ehe hervor. Inzwischen ist Frau Höpfner Oma und sogar Uroma und verbringt oft Zeit mit ihrer Familie. Die Eltern von Frau Höpfner hatten eine Laube und einen Garten in der Hoffmannstraße kurz vor dem Bahnhof Treptow. Eine Viertelstunde musste man zum Garten vom Wrangelkiez aus laufen. Im Garten gab es Obstbäume. Bohnen und Tomaten wurden angepflanzt, die auch verkauft wurden. Zum Erntedankfest in der Taborkirche brachte Frau Höpfner Äpfel und Birnen mit. Auf einem Extratisch wurden die Erntedankgaben in der Kirche aufgebaut. Als Frau Höpfner nach Kriegsende wieder in den Wrangelkiez kam, hatte die Kirche durch eine Bombe den Turm verloren. Ansonsten war alles stehengeblieben. Die Kirche war kaum beschädigt, hatte nur durch die Löscharbeiten am brennenden Turm einen Wasserschaden. Die Wasserflecken sind bis heute geblieben. Das Haus in der Wrangelstraße 58, in dem Frau Höpfner lebte, war wie durch ein Wunder stehen geblieben. Auf das Laubengrundstück in Treptow war eine Bombe gefallen. Nur das Klohäuschen blieb stehen. Später musste sie das Gelände gegen 300 DM Abfindung verkaufen, da die Feuerwehr auf dem Gelände ein Gebäude errichten wollte. Seitdem hat sie keinen Garten mehr.

Frau Höpfner ging, als sie jung war, eine ganze Weile nicht mehr in die Kirche. „Keine Lust, ganze Weile Sense.“ Irgendwann bekam sie Kontakt zur Freikirche in der Cuvrystraße und besuchte dort den Gottesdienst. Durch einen Zufall traf sie einen alten Klassenkameraden, der fest in Tabor verankert war und wandte sich ihrer alten Gemeinde wieder zu.

Was den Gottesdienst betrifft sagt sie rückblickend, der normale Sonntagsgottesdienst sei schon immer spärlich besucht gewesen. So richtig voll sei die Kirche nur zu Weihnachten. Der Blumenschmuck des Altars in Tabor war

schon seit eh her ausgesprochen mickrig. Früher gab es nach dem Gottesdienst einen Kindergottesdienst. Den gibt es schon sehr lange nicht mehr. Zeitweise hatte Tabor eine Gemeindepfarrschwester, die zu den Leuten ging und sogar Spritzen gab. Es gab auch ein Abendgebet jeden Freitag um 18.15 Uhr. Eine kurze Zeit sei in Tabor der Pfarrer Löwe gewesen, aber so richtig Spaß habe das Gemeindeleben mit Pfarrer Dieter Tag gemacht.

„Dieter Tag hat mir prima gefallen. Ditt is der beste Pfarrer, den wir haben. Der Dieter ist jung geblieben.“ Früher habe sie Kirchenreisen der Gemeinde mit Pfarrer Tag mitgemacht. Drei Wochen (später zwei Wochen) fuhrten Männer und Frauen der Gemeinde raus aus Berlin in die westfälischen Gebiete. Das mittlere Alter war da vertreten. Es wurde gewandert, Spiele gemacht, Kaffee getrunken. Später habe sie die Reisen der Senioren mitgemacht.

Kontakt mit den Katholiken gab es in Tabor nicht. „Ach wo. Einmal bin ich alleine dahingewatschelt und hab mich auf die letzte Bank gesetzt. Damit mich keiner sieht.“

Inzwischen war sie schon zwei weitere Male in Sankt Marien zu einem ökumenischen Gottesdienst und einem Gottesdienst, bei dem der Gregorianik-Chor von Tabor gesungen hat und unsere Organistin die Orgel spielte. Zum katholischen Gottesdienst sagt sie: „Ich kann sagen, da ist alles abwechslungsreicher. Immer was zu gucken. Dann ist da was, dann da was. Bei den Evangelischen ist es zu eintönig. Hat sich nur ein bisschen in Tabor geändert.“

Pfarrfrauen seien in Tabor nie groß in Erscheinung getreten so wie in anderen evangelischen Gemeinden. Auf die Frage, ob sie das Gefühl habe, eines ihrer Gebete wäre erhört worden, erzählt sie, dass sie als Kind immer sehr knapp gehalten wurde. Da habe sie mal von den Eltern Geld genommen, um sich Süßigkeiten zu kaufen. Ihre Stiefschwester habe sie verpetzt und sie habe Gott um Verzeihung gebeten und er habe ihr verziehen.

„Aber Kinder soll man wirklich nicht so knapp halten, immer nur sparen, sparen.“

Neben der städtischen Senioreneinrichtung, in die Frau Höpfner fast täglich geht und mit allen Nationalitäten und Glaubensrichtungen ihre Freizeit verbringt, geht sie jeden Donnerstag in den Seniorenclub von Tabor zu Klaviermusik, Kaffee und Kuchen. Und ihre Lieblingstiere sind Pinguine. An Fasching verkleidet sie sich natürlich als Pinguin und ist mit den anderen zusammen fröhlich!



Frau Höpfner beim Seniorenfasching als Pinguin verkleidet (2005)

Ruth Köppen

Hausbesetzungen in Berlin, auch im Bereich der Taborgemeinde



Cuvrystr. 26-27 ungenehmigter Abriss der Remise durch Spekulanten (1980)

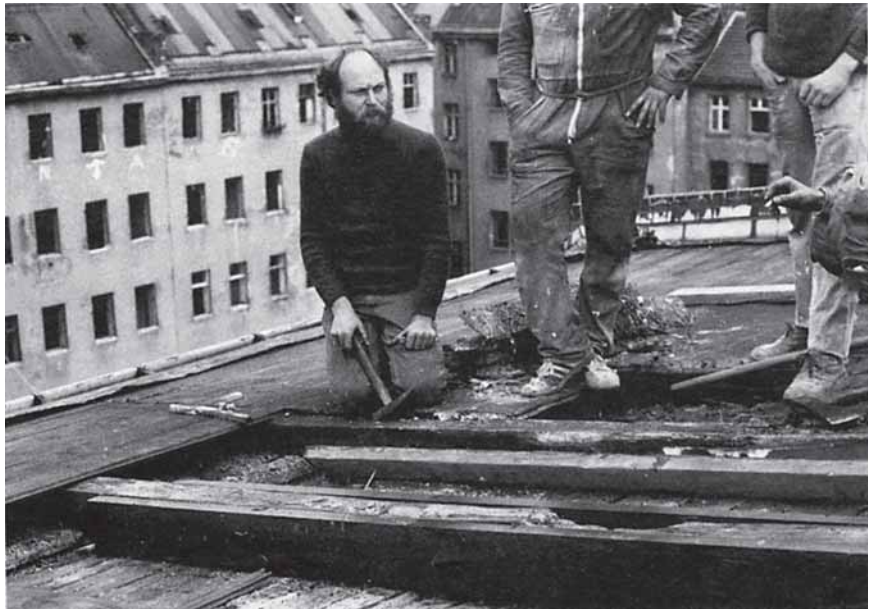
Ein Zeichen, wie stark sich seit den 70er Jahren die Gemeinde den Stadtteil- und sozialen und gesellschaftspolitischen Fragen der Stadt geöffnet hatte, war das Engagement Anfang der 80er Jahre im Zusammenhang der Hausbesetzungen.

Schon 1973 war im Kreiskirchenrat und der Kreissynode Kreuzberg u.a. erklärt worden, Kreuzberg dürfe nicht zum Slum verkommen: „Sanierung zeigt sich hier nicht als Stadterneuerung, die den Menschen eine bessere Lebensqualität verschafft, sondern als Kapitalverwertungsprozess für Baugesellschaften und Privatleute, als Auftragsfeld für die Bauindustrie, als „Spielwiese“ für die Stadtplaner und Architekten.“

Angesichts der verfehlten Gebäudesanierungspolitik und

starker Grundstücks- und Gebäude-spekulation in Berlin (West) und des vor allem darauf zurückzuführenden extrem hohen Leerstands von Häusern, insbesondere in der Berliner Innenstadt, waren von 1980 bis Mitte 1981 fast 200 Gebäude besetzt worden, davon die Hälfte in Kreuzberg. Im Gemeindebereich der Taborgemeinde gab es sieben besetzte Häuser.

Trotz erheblicher innerkirchlicher Diskussionen entschieden sich dann 1981 etwa zwei Drittel der Kreuzberger Gemeinden, die Besetzer in „ihren“ Häusern zu unterstützen. Tabor übernahm im Juli 1981 eine Patenschaft für das sogenannte „Kerngehäuse“ in der Cuvrystr. 20, nachdem



Die Instandbesetzer der Cuvrystr 20/23 (Kerngehäuse) sichten das marode Dach

sich schon vorher zwischen den Besetzern und der Gemeinde ein vertrauensvolles Verhältnis entwickelt hatte und sogar die Kirchenleitung am 21.6.81 sich dort in einem Vor-Ort-Besuch über die Lage informiert hatte. Vielleicht wurde der Bischof auch dadurch zu seinem Hirtenbrief an alle Gemeinden „zum inneren Frieden in unserer Stadt“ inspiriert, in dem unter anderem zu lesen ist: „Könnte es nicht sein, dass sich evangelische Mitarbeiter, Pfarrer und Gemeindeglieder darum für die Hausbesetzer einsetzen, weil sie zum einen verhindern möchten, dass die guten Ansätze dieser Lebenspraxis in Resignation und von da aus in Gewalt umschlagen und weil sie zum anderen auf ein Lebenskonzept treffen, das dem biblischen Zeugnis näher stehen könnte als das normale egoistische Lebenskonzept der Wohlstandsgesellschaft...“

Der Bischof brachte hier unsere eigene Gedanken- und Lebenswelt in eine Beziehung zur Gedanken- und Lebenswelt der Hausbesetzer. Er tat das, obwohl da so viele Unterschiede sind und beinahe jeglicher Kontakt (auf beiden



Die Taborgemeinde auf dem Weg zum Gottesdienst in das Kerngehäuse

Seiten) abgebrochen war. Der Bischof jedenfalls blieb in Kontakt.

Aber auch einige Besetzer wollten den Kontakt halten. Sie schreiben: „Viele von uns haben in den besetzten Häusern zum ersten Mal eine wirkliche Heimat gefunden; viele, die sonst vielleicht kaputt gegangen wären an Drogen, Strich oder Selbstmord. Wir versuchen in den Häusern das zu leben, was in der Gesellschaft nicht mehr geht: Zusammenhänge und Hoffnung.“

Der Bußtagsgottesdienst der Taborgemeinde im Herbst 1981 wurde im besetzten Kerngehäuse abgehalten.

Wie andere Berliner Gemeinden beteiligte sich unsere Gemeinde in den kommenden zwei Jahren intensiv an der Diskussion um Legalisierung der Häuser und eine Veränderung der Wohnungspolitik. Der Gemeinderatskirchenrat beschloss, sich an der Gründung einer Trägergenossenschaft für sieben besetzte Häuser zu beteiligen, die zwar später nicht eingetragen wurde, was jedoch dazu beitrug, dass alle diese Häuser über Einzelverträge legalisiert werden konnten. Kontakte zwischen den Bewohnern des Kerngehäuses und der Gemeinde gibt es bis heute ins Jahr 2005.

E. Gahlbeck und D. Tag

Aus einer Ansprache im Gottesdienst der Taborgemeinde, Bußtag 1981 - Ansprache einer Nachbarin:

Jede Nachbarschaft bringt Veränderung - sie kann sehr sichtbar werden - sie kann verborgen bleiben - aber eine Wirkung ist immer da.

Es können Nachbarn neben mir wohnen, bei denen es so ist, als wären sie nicht da - zugemauert - eingemauert in ihrer Behausung. Schade, sie verändern mein Leben auch möglicherweise dahin, dass ich den Rückzug antrete.

Bevor die Leute hier im Kerngehäuse eingezogen sind, mussten zugemauerte Türen aufgeschlagen werden. Dahinter lagen leere, hohle Räume; Räume, in denen es *keine* Nachbarn gab. Wie mancher hatte vorher geseufzt: „Nur noch ein paar Leute wohnen in meinem Haus...“. Die lieben, alten, vertrauten Nachbarn waren weggezogen oder verstorben, waren hinausgegrault worden. Die Türen wurden hinter ihnen zugemauert - nichts da! Keiner, mit dem man reden konnte, der einem zu viel Krach gemacht hätte - oder zu wenig. Keiner, der eine Zeitung mitgebracht - und keiner, der einem im Krankheitsfall beigegeben hätte.

Der drohende Abriss - gähnende Leere; Neubauten, wo einer den anderen nicht kennt - Arbeitsstellen weit abseits - das schien die Zukunft.

Und dann werden da zugemauerte Türen mutig geöffnet. Es wird nicht gehindert, weil es nicht rechtens gewesen war, sie überhaupt zuzumauern.

Leben zieht ein - Nachbarn sind da! Ich glaube, jede Nachbarschaft bringt Veränderung.

Wenn ich erlebe, wie meine Nachbarn leben, wenn ich mit ihnen sprechen kann, wir uns austauschen können, wenn wir einander besser kennen lernen, werden wir Bereicherungen in unserem Leben erfahren. Das kann das neue



Kerngehäuse 2005: Eingang zur Tischlerei



650 qm Dach werden von den Bewohnern des Kerngehäuses neu gedeckt.

Kochrezept sein, das kann aber auch viel mehr sein.

Ich denke darüber nach, wie meine Nachbarn leben, was sie anders machen mit ihren Kindern, mit ihren Partnern, ihren Freunden. Manches werde ich gut finden, vielleicht so gut, dass ich etwas davon lernen will - manches werde ich bewusst machen wie bisher. Das Nachdenken allein wird mein eigenes Leben bewusster sein lassen.

Ich freue mich über das Gespräch mit den Nachbarn, über das Getrappel der Kinder im Treppenhaus. Ich freue mich darüber, dass wir uns so gut kennen, dass man auch ernsthafte Dinge miteinander besprechen kann. Ich bin dankbar, dass jemand da ist, der meine Blumen gießt, wenn ich verreist bin, - der auch bereit wäre, meine Kinder zu hüten, wenn ich krank bin.

Meine Nachbarn sind anders als ich - vielleicht auch viel jünger oder älter als ich, vieles ist mir fremd, vielleicht unbegreiflich.

Manchmal ist es schwer, miteinander auszukommen - aber es lohnt sich, nicht die Türen voreinander zu verschließen. - Und wenn sie einmal zugeknallt sind, sie wieder aufzumachen.

Es lohnt sich, einander verstehen zu lernen.

Das Nachtcafé der Taborgemeinde

Schon lange waren wir nicht glücklich damit, dass unser großer Kirchenraum nur sonntags zum Gottesdienst genutzt werden konnte: Wie sollten wir der Taborgemeinde klarmachen, dass wir eine offene, gastfreie Kirche sind, wenn der größte Raum, den wir haben, die Woche über kaum genutzt werden konnte?

1992 war es dann soweit: Nicht zuletzt wegen der immer weniger werdenden Finanzen, die Tabor zur Verfügung hatte, haben wir die Raumgestaltung in unserem Haus umstrukturiert: Im 1. OG war damals noch das Gemeindebüro und ein Mehrzweckraum, und das Taborium (Winterkirche) wurde im hinteren Teil der großen Kirche eingebaut. Der größte Teil unserer Gemeindegemeinschaft findet seitdem in diesem Raum statt. Durch Glaswände abgeteilt, wurde während der täglichen Nutzung des Taboriums, die große Kirche (der Sakralraum!) einsehbar und der Zusammenhang zwischen „Alltag“ und „Kirche“ begreifbar und als Lebensmöglichkeit sichtbar.

Was können wir dafür tun, dass Menschen nicht an Unterkühlung während der kalten Jahreszeit auf Berlins Straßen sterben müssen? Trotz der herkömmlichen Übernachtungseinrichtungen, ist genau das immer wieder passiert, weil viele Obdachlose aus den verschiedensten Gründen es nicht schaffen oder nicht motiviert waren, die üblichen Einrichtungen aufzusuchen. Die Idee, eine neue („alternative“) Übernachtungsmöglichkeit für Obdachlose in unserer Kirche einzurichten, hatten wir während eines Seminars - zusammen mit einem Mitarbeiter der Arche (in der Bekenntnisgemeinde in Treptow) - entwickelt.

Wichtig war uns, dass eine solche Einrichtung in unsere Gemeindegemeinschaft integriert sein sollte, d.h. einerseits, dass sie nicht täglich stattfinden konnte, weil damit andere Aktivitäten/Veranstaltungen verdrängt werden würden, andererseits lag uns von Anfang an daran, dass diese Arbeit von ehrenamtlichen Mitarbeitern der Gemeinde (mit)getragen werden sollte.

So hat auch unser Nachtcafé für Obdachlose im Taborium seit 1993 seinen Raum gefunden. Einmal in der Woche, während der kalten Jahreszeit (dienstags Abend bis Mittwoch früh), ist es offen. Nur ein Mal in der Woche?

Es war natürlich klar, dass es dabei nicht bleiben konnte! Wir versuchten damals, dieses neue Angebot für Obdachlose bekannt zu machen und Gemeinden anzusprechen, die einen Tag in der Woche übernehmen könnten. Das war anfangs gar nicht so einfach und viel Überzeugungsarbeit war nötig - aber im Laufe der Jahre sind viele dazu gekommen, sodass an jedem Tag in der Woche mindestens ein Nachtcafé berlinweit offen ist.



Essensausgabe im Obdach-Nachtcafé

Obdachlose kommen (nun schon seit 12 Jahren) gerne ins Tabor-Nachtcafé! Es gibt keine besonderen Eintrittsbedingungen (kein Läusechein, Aufnahme auch von Alkoholisierten, solange sie mit anderen im Nachtcafé gewaltfrei auskommen können, Aufnahme auch mitten in der Nacht).

Ab 21.30 Uhr dienstags abends (von Oktober bis Anfang Mai) ist das Nachtcafé geöffnet. Manche warten schon seit einiger Zeit vor der Kirchentür. Sie werden erwartet im Taborium zu Kaffee, Tee und Abendessen, im Ehrenamtbüro von einem Arzt bzw. einer Ärztin, von Schwester „Rabiata“ und unserer polnischen Dolmetscherin.

Um 24 Uhr ist die erste Schicht für die Mitarbeiter/innen zu Ende und die Nachtschicht beginnt: Zwei Mitarbeiter arbeiten bis um 5 Uhr früh. Sie sind besonders zuständig für die, die nicht schlafen können oder wollen. Es gibt Gespräche im Ehrenamtbüro und die Mitarbeiter sorgen dafür, dass die, die schlafen wollen dies auch ungestört tun können und dass die, die nachts dazukommen auch eine Isomatte und eine Decke bekommen.

Die dritte Schicht kommt um 5 Uhr, bereitet das Frühstück vor und weckt die, die dann eventuell noch schlafen.

Um 8 Uhr kommt das Reinigungsteam, das dafür sorgt, dass dann für die folgenden Aktivitäten alles einwandfrei sauber ist.

Dieter Tag, Pfarrer

Tabor und die Umwelt

Wenn auch hauptsächlich soziale Aspekte zur Entstehung der Taborgemeinde in Berlin-Kreuzberg beigetragen haben, gab es auch damals in den sogenannten Gründerjahren schon diverse Umweltprobleme. Sie wurden noch nicht so benannt und waren mehr lokaler, weniger globaler Natur. Im Umfeld der Taborkirche waren sie dadurch bedingt, dass viele Menschen auf relativ engem Raum miteinander leben und arbeiten wollten und mussten. Daraus resultierten die Notwendigkeit der Trinkwasserver- und der Abwasserentsorgung, die Probleme des Hausbrandes für Heizung und Speisenzubereitung, der Beleuchtung von Gebäuden, Wohnungen und Straßen, das Erfordernis der Abfallentsorgung, Mobilitäts- und Verkehrsprobleme, um nur einige zu nennen.

Zeitzeugen für die Gründung der Taborgemeinde und für die Übernahme und Belebung der Taborkirche wird es wohl kaum noch geben, aber an den nicht leichten Wiederbeginn nach dem II. Weltkrieg, in einem Gotteshaus mit einem Glockenturm ohne Spitze und anderen kriegsbedingten Mängeln, werden sich sicher noch viele erinnern.

Einige Nachbargemeinden hatte es noch härter getroffen, denn ihnen hatte der Bombenkrieg sehr stark beschädigte oder völlig zerstörte Gotteshäuser hinterlassen.

Dazu kamen noch die viel schwerer wiegenden Menschenverluste in vielen Familien und das heute kaum mehr nachzuvollziehende menschliche Leid und die Not durch das Nachkriegsgeschehen.

Im Taborboten zum 75. Geburtstag der Gemeinde ist eine leicht zu übersehende Bemerkung enthalten.

Sie lautet:

75 Jahre Tabor - Wir schaffen auch 150!

Darin ist wohl so ein wenig der Geist dieser Gemeinde widerspiegelt.

Das Territorium der evangelischen Taborgemeinde ist immer noch dicht besiedelt. Die jetzt hier lebende Bevölkerung unterscheidet sich aber stark von der in der Zeit der Gründerjahre. Viele Mitbürger aus anderen Kulturkreisen, die auch meist nicht-christlichen Religionen angehören, sind zugezogen. Die sozialen Probleme sind teilweise anders aber keinesfalls geringer geworden. Die Arbeitslosigkeit ist relativ hoch. Die Anzahl der zu Tabor gehörenden Gemeindeglieder ist stark gesunken, wie Sie an anderer Stelle in diesem Heft nachlesen können.



Kinder beim Gemeindefest im Sommer 2001

Seit dem Fall der Mauer findet, wenn auch noch sehr behutsam, schon wieder ein gewisser Wandel in der Struktur des Wohnumfeldes von Tabor und den Nachbargemeinden statt. Diese sind keine Randgemeinden mehr, sondern nehmen jetzt wieder eine zentralere Lage in der großen Stadt Berlin ein.

In der Taborgemeinde versucht man möglichst offen und unvoreingenommen auch auf anders- oder nichtgläubige Menschen zuzugehen, ohne aber dabei die christlich-evangelische Gemeinde zu verleugnen. Ob das immer gut und „richtig“ (was ist richtig?) gehandhabt wird, können sicher nur die jeweils Betroffenen bzw. Angesprochenen einschätzen.

Viele Wohn- und Siedlungsprobleme aus den Gründerjahren sind heute zeitgemäßen Lösungen gewichen. Es gibt mehr Grün- und Erholungsflächen (u. a. auch den zum Park umgewandelten ehemalige Görlitzer Bahnhof), sauberes Trinkwasser von den Stadtwerken, die Kanalisation funktioniert, die Speisenzubereitung und Wohnungsheizung für die meisten Anwohner ist sauber, modern und unproblematisch geworden.

Es gibt dafür andere, gegenwärtige Auffälligkeiten, die aber nicht nur taborspezifisch sind, d. h. die nicht nur in dem Teil von Kreuzberg und anderswo anzutreffen sind, der zur Taborgemeinde gehört. Gemeint sind u. a. die Beeinträchtigungen durch den dichten fließenden Verkehr (Lärm, Abgase, usw.), der hohe Flächenverbrauch durch den ruhenden Verkehr, die manchmal sehr unorthodoxe Entsorgung von Wohn- und Verbrauchsmüll auf öffentlichen Straßen und Plätzen und die häufig anzutreffenden „Tretmienen“ (umgangssprachlich für Hundekot), um nur einige auffällige Beispiele zu nennen.

Wahrscheinlich hat das dazu geführt, dass auch Menschen in und aus der Taborgemeinde sich Gedanken zu den sie unmittelbar angehenden Umweltproblemen gemacht haben und dadurch dann der Blick über den „Tellerrand“ hinaus geschärft worden ist.

In der Gemeinde begann etwa Mitte der 80er Jahre das Interesse für ökologische Fragen zu wachsen und Umweltarbeit stellt inzwischen einen Schwerpunkt der Gemeindegemeinschaft dar. Unmittelbar auslösend dafür war u. a. ein Umweltgottesdienst in der Taborkirche, nach dem man sich an einer Begrünungsaktion auf dem Gelände des späteren Görlitzer Parkes beteiligte. Die Gemeinde ist bemüht, schöpfungsfreundlich mit dem ihr anvertrauten historisch wertvollen Gotteshaus einschließlich dem davon nicht zu trennenden Gemeindehaus und ihrem Kitagebäude in der Cuvrystraße 36 umzugehen.

Belebend für diesen Prozess wirkte sich hier auch der finanzielle Druck auf die Gemeinde aus, der dazu führte, kurzfristig über neue Konzepte der Raumnutzung, Umbaumaßnahmen, Vermietungen, Heizungsmodernisierung, Veränderung der Raumbelichtung usw. nachzudenken, um eine höhere Effektivität durch Einsparungen von Gebäudekosten bei gleichzeitiger Verbesserung ihrer Umwelteigenschaften und Verminderung von Emissionen zu erreichen. Für die Gemeindegemeinschaft war das manchmal sicher gewöhnungsbedürftig, weil z. B. durch die Mehrfachnutzung von Räumen mehr Terminplanung notwendig wurde und gleichzeitig darauf geachtet werden muss, dass sich zu gleicher Zeit stattfindende Veranstaltungen nicht gegenseitig stören. Bei Konzerten bzw. den damit verbundenen Übungsstunden und Proben kann das sonst leicht zu Belästigungen führen.

Zum Jubiläum kann man aber sagen, dass die Neuerungen und Veränderungen der Gemeindegemeinschaft gut bekommen sind und sie mit dazu beitragen, diese mit weniger Personal und viel ehrenamtlichem Engagement durchführen zu können.

Es gibt in der Taborgemeinde eine kleine Ökogruppe, die meist einmal im Monat zusammenkommt und dann aktuelle Tagesprobleme oder auch strategische Anliegen bespricht und versucht sie einer Lösung zuzuführen. Weiterhin wird die von der Gemeinde herausgegebene Zeitschrift Taborbote dazu genutzt, durch regelmäßig erscheinende Artikel auf gemeindeinterne bzw. lokale und globale Umweltprobleme hinzuweisen und sie nach Möglichkeit zu erläutern.

Einige wichtige Etappen bzw. besondere Ereignisse der Umweltarbeit in der Taborgemeinde waren folgende:

- **Begrünung der Innenhöfe und Mauern** innerhalb des Gebäudekomplexes der Taborkirche/Gemeindehaus
- **Mehrfachnutzung von Räumen** zusammen mit der Realisierung von Energiesparmaßnahmen. Hauptmaßnahme hierzu war der Einbau der Winterkirche unter der Orgelempore (Taborium)
- **Installation von zwei Solaranlagen** (Photovoltaik und Warmwasserbereitung) auf dem Dach des Gemeindehauses und der Kirche
- **Beschäftigung mit Energie- und Klimafragen**, mit der Problematik der Erhaltung der Regenwälder, umweltverträgliches Verhalten im eigenen Privathaushalt und mit der Berücksichtigung auch solcher Themen in den Gottesdiensten, Einsatz von Energiesparlampen im kirchlichen Bereich
- **Einrichtung eines Ökumenischen Büros für Umwelt- und Klimafragen** auf Zeit - auf Bitte des Ökumenischen Rates in Genf - während des so genannten Klimagipfels 1995 in Berlin und Durchführung einer Gottesdienstreihe einschließlich einer Ausstellung zur Klimaproblematik, dem Thema des Klimagipfels
- 1998/1999 **Umstellung des Strombezugs der Gemeinde auf Ökostrom** (Fa. Lichtblick)
- **Installation von zwei Solaranlagen** (Photovoltaik und Warmwasseraufbereitung) auf dem Dach der Tabor-Kita in der Cuvrystraße im Rahmen der Förderinitiative
- **„300 Kirchengemeinden für die Sonnenenergie“**, **Einweihung mit einem großen Straßenfest** im September 2000. Es gab dazu eine Sonderausgabe des Taborboten, dessen Inhalt neben der Verbreitung von Wissen über die Nutzungsmöglichkeiten der Sonnenenergie gleichzeitig zu einem schöpfungsfreundlichen Leben motivieren sollte. Das in diesem Zusammenhang durchgeführte interkulturelle Solarpreisausschreiben war ein Erfolg und könnte in dieser oder ähnlicher Form wieder durchgeführt werden. Der Hauptge-



Photovoltaikanlage auf dem Dach der Kita in der Cuvrystr. 36

winn war übrigens ein Ballonflug. Für dieses zum Ökumenischen Umweltpreis 2000 der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg und des Erzbistums Berlin eingereichte interkulturelle Solarpreisausschreiben im Zusammenhang mit der Umweltarbeit in Tabor wurde die Gemeinde mit einem Ehrenpreis ausgezeichnet.

- **Propagierung des Bezuges von Ökostrom** auch in anderen Kirchengemeinden in Berlin (derzeitiger Stand: mehr als die Hälfte aller Berliner Kirchengemeinden beziehen Ökostrom)
- **Weitere Solaranlagen** auf dem Dach der Taborkirche und das „Solarprojekt im Wrangelkiez“ zusammen mit dem Diakonischen Werk Berlin Stadtmitte und dem Bildungswerk Kreuzberg sind **geplant**.

Die vorstehende Aufzählung erhebt nicht den Anspruch auf Vollzähligkeit, zeigt aber das eine kontinuierliche Umweltarbeit geleistet worden ist, die gute Ergebnisse zeitigen konnte.

Hier sollte weiter gemacht werden, ohne die anderen Schwerpunkte der Gemeindearbeit zu vernachlässigen, weil nur eine halbwegs intakte Umwelt auch unseren Kindern eine Chance für ein gottgewolltes, schöpfungsbewusstes Leben auf diesem Planeten ermöglichen kann.

Otmar Matthes

Frauen und Ökumene in Tabor

Wer in die Taborkirche geht, wird auf der Stellwand, auf der alle Gruppen der Gemeinde vorgestellt werden, einen Hinweis auf die Weltgebetstagsfrauengruppe finden. Diese Gruppe existiert seit dem Herbst 1999 und bereitet den ökumenischen Weltgebetstagsgottesdienst der Frauen von Kreuzberg mit vor. Im Gegensatz zur alten Frauenarbeit in Tabor wird die Gruppe von den Frauen selbst geleitet, veranstaltet einen ökumenischen Abend in Tabor, zu dem Männer und Frauen eingeladen sind, bereitet die Veranstaltung aber autonom, ohne Pfarrer vor. Die Frauen halten einen Dia-Vortrag, sprechen über ein Bibelwort, ein Märchen wird vorgelesen und gemeinsam getanzt. So ist relativ spät im Vergleich zur gesellschaftlichen Entwicklung eine autonome Frauengruppe in Tabor entstanden, die durch den Gemeindegemeinderat und die Pfarrer Unterstützung findet.

Früher sah die Frauenarbeit in Tabor ganz anders aus. In einem Gespräch mit Annemarie Böhl, die seit 1982 hauptamtlich und seit 1994 ehrenamtlich in Tabor arbeitet, erfuhr ich einiges über die Geschichte der Frauenarbeit in Tabor.

Schon vor dem ersten Weltkrieg gab es eine Frauengruppe in Tabor, die Frauenhilfe. Der Pfarrer der Gemeinde hielt mit ihnen eine Bibelstunde ab. Während des ersten Weltkriegs strickten die Frauen für Soldaten und machten Hausbesuche bei Kranken und Alten. Die Frauenhilfe blieb über beide Weltkriege hinweg bestehen. Als Annemarie Böhl 1982 in Tabor anfang zu arbeiten, bestand die Frauenhilfe aus einer Gruppe von 20 Frauen, die sich regelmäßig alle 14 Tage traf und mit denen der Pfarrer eine Bibelstunde abhielt. Die Frauen waren sehr fromm, beteten viel und beschäftigten sich mit der Bibel. Sie fertigten für den Weihnachtsbasar Handarbeiten und besuchten Kranke zuhause oder im Krankenhaus. Im Sommer fuhr die Gruppe ins Grüne des westlichen Teils der Stadt. Die älteren Frauen verstanden sich sehr gut mit dem Pfarrer Dieter Tag, der für die Gemeinde eine wichtige Rolle spielte und eine bedeutende Überzeugungs- und Friedensarbeit im Kiez angesichts der Veränderung der Bevölkerungsstruktur in Verbindung mit dem Zuzug von Gastarbeitern leistete.

Mit den Jahren wurde die Gruppe der Frauenhilfe mangels Beteiligung immer kleiner. Bald nannte sie sich nicht mehr Frauenhilfe und die übriggebliebenen Frauen trafen sich am Montag zu einer Gemeinde-stunde. Im Jahr 2001 wurde auch die Gemeinde-stunde mangels Beteiligung eingestellt.

Unter dem Logo „für frauen“ wurde 1980 nicht nur die Frauenhilfe im Taborboten angeboten, sondern auch einmal monatlich ein Missionskreis, in dem



Ruth Köppen: Ehrenamtliche Mitarbeiterin in Tabor für Ökumene- und Frauenprojekte

Dia-Vorträge gehalten wurden und Diskussionen stattfanden. Recht spontan war 1979 ein Müttertreff in Tabor entstanden, der sich regelmäßig traf. Zusätzlich gab es noch einen Eltern- und Erwachsenenclub, der bis zum heutigen Tage besteht, sich regelmäßig trifft und einmal jährlich eine Reise unternimmt. Die antiautoritäre Bewegung mit ihrem Ruf nach Selbstbestimmung hatte nicht vor Tabor haltgemacht. Die Frauen des Müttertreffs formulierten und setzten ihre eigenen Bedürfnisse durch.

„Einige von uns haben mit der Geburt des ersten Kindes auch mit der Berufstätigkeit aufgehört und gingen zunächst völlig in häuslichen Dingen auf. Irgendwann besinnt man sich dann aber, merkt, dass man eigene Interessen hat und mehr Menschen um sich braucht als nur die Familie. Man bekommt das Gefühl, zu kurz zu kommen. Das geht auch den berufstätigen Frauen unter uns so. Der Müttertreff ist für einige von uns ein Schritt wieder ‘nach draußen’: mit anderen reden können über ein Thema wie z.B. bei einem Dia-vortrag oder einfach so, ohne die Kinder am Rockzipfel!“ (Taborbote 75 Jahre Tabor – eine Festschrift, 1980, S.32)

Warum 1999 in Tabor eine autonome Weltgebetstagsfrauen-Gruppe entstand, deren Schwerpunkt die Ökumene ist, ist einerseits Zufall, andererseits gab es kirchliche Entwicklungen und persönliche Motive der Gründerinnen, die noch genannt werden sollen.

In der Bundesrepublik hatte sich die Weltgebetstagsbewegung unter dem Motto „informiert beten - gemeinsam handeln“ zu einer kirchlichen ökumenischen Bewegung entwickelt, die einerseits feministische Theologie, politische Information, Vermittlung zwischen verschiedenen christlichen Konfessionen und Kreativität bündelte und z.B. in Berlin umfassende Workshops im Haus der Kirche zur Vorbereitung der Gottesdienste anbot. In allen Stadtteilen wurden WGB-Gottesdienste ausgesprochen kreativ und ganz anders als die anderen Gottesdienste gestaltet.

Als wir Taborfrauen zum ersten Mal in der methodistischen Kirche 1999 den Weltgebetstag aus Venezuela mitfeierten, sprach uns besonders die große Sinnlichkeit des von Frauen gestalteten Gottesdienstes an. Durch die Beschäftigung mit den Themen des Weltgebetstages und später auch mit den Misereor-Hungertüchern zu Frauenthemen und der Beschäftigung mit biblischen Frauengestalten stellten wir einfach mehr auf die Beine. Die weibliche Seite Gottes wurde uns gerade durch die ökumenische Bewegung nähergebracht. Wir wollten das, was für uns evangelische Frauen gut ist, aufnehmen und die Abgrenzung zu anderen christlichen Kirchen durchlässiger gestalten. So hängen seit ein paar Jahren Hungertücher von Misereor zu Frauenthemen im Taborium unserer Kirche und wir



Misereor-Hungertuchausstellung im Seitenschiff der Kirche März 2005



Ökumenische Frauengruppe bei der Feier des Weltgebetstags der Frauen in Tabor (März 2005)

halten ein Mal jährlich einen Frauengottesdienst mit Tanz ab.

Für einige von uns Frauen deren Partner, Freunde und Freundinnen einer anderen christlichen Kirche angehören und deren Kinder und Patenkinder gar keiner Religionsgemeinschaft angehören, stellt sich die Frage, wie wir unseren Kindern einen Zugang zur Religion und zum Glauben ermöglichen, ohne die Kinder in Konflikte zu stürzen und zwischen den Konfessionen zu zerreißen. Ein ökumenisches Beisammensein, ein ökumenischer Gottesdienst sind ein guter Anlass, das Gemeinsame der Konfessionen aufzuzeigen und was der christliche Glaube für uns Menschen bedeutet.

Ruth Köppen

Taborkirche: Umbau - Neue Nutzungen - Ökologie

Die Umbauten und Nutzungen in der Taborkirche in Berlin – Kreuzberg orientieren sich seit Mitte der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts an folgenden Leitlinien:

- Schöpfungsfreundlicher Umgang mit einem historisch wertvollen Gebäude
- Vielfalt und Offenheit, Raum zum Ausprobieren, freiwillige verantwortliche Mitarbeit
- Weg von der ausschließlichen Abhängigkeit von der Kirchensteuer

Dazu kam in der Gemeinde der zunehmende finanzielle Druck, der, noch deutlich vor der Wende und der Wiedervereinigung, dazu zwang, mit den vorhandenen Raumressourcen so sparsam wie möglich umzugehen. So trafen sich Überlegungen zum sparsamen und ökologisch verträglichen Umgang mit dem eigenen Gebäude. Die Zeit, dass eine Gemeindegruppe einen Raum hatte, den ausschließlich sie vielleicht ein- bis zweimal in der Woche benutzte, ging zu Ende. Die Mehrfachnutzung von Räumen, verbunden mit einer Reihe von Energiesparmaßnahmen, hielt Einzug. Der Einbau der Winterkirche in die Taborkirche 1992 ist dafür das sichtbarste Zeichen.

Damit einher ging eine zunehmende Sensibilität für Umweltfragen insgesamt. Neben der weiteren Beschäftigung mit den eigenen Räumen, die in der Installation zweier Solaranlagen auf dem Dach des Gemeindehauses und der Kirche gipfelte, kam nun die Beschäftigung mit einer Vielzahl von Umweltfragen hinzu (genannt seien: Energie- und Klimafragen; die Problematik der Erhaltung der Regenwälder; Fragen, wie man sich zu Hause im eigenen Privathaushalt umweltverträglicher verhalten könne; Umweltgottesdienste, ein eigenes Ökumenisches Büro für Umwelt- und Klimafragen, das auf Bitten des Weltkirchenrates während des Berliner Klimagipfels eingerichtet wurde, der Bezug von Ökostrom und weitere Solaranlagen auf dem Kitagebäude).

Stationen des Umbaus - Nutzungen - Kosten und Wirkungen

Dachgeschossausbau: Vom Dezember 1986 bis zum Sommer 1988 wurde das bis dahin ungenutzte Dachgeschoss über dem Gemeindehaus und dem inneren und äußeren Kirchenvorraum durch eine gemeindenahe Selbsthilfegruppe ausgebaut. Es entstand neuer Wohnraum in einer Größe von 290 qm bei Kosten von 440.000.-DM und vielen Arbeitsstunden unentgeltlicher Selbsthilfe. Im Rahmen dieses Ausbaues wurde die Orgel umgebaut, deren alter großer Motor und Blasebalg auf dem Dachboden standen, und nun miniaturisiert direkt in die Orgel auf der Kirchenempore eingebaut wurde. Das Museum für Verkehr und Technik war zwar an dem alten Motor, der in zwei gusseisernen Schalen integriert war, interessiert, konnte allerdings keinen Transport organisieren, sodass nach Ausbau und damit verbundener Zerstörung die Einzelteile zum Schrott gingen. Zwei neue Dachgauben wurden vorne rechts in das Dach eingebaut, bei detailgenauem Nachbau der beiden bereits vorhandenen, viele neue Fenster und eine Dachterrasse (vor allem nach hinten) wurden ins Dach integriert und das Treppenhaus im kleinen Turm wurde innen um ein Stockwerk nach oben verlängert.

Schrittweiser Austausch alter Einfachfenster durch Isolierglasfenster, wodurch der Verbrauch von Heizenergie verringert wurde.

Die Zusammenlegung der bisher getrennten Pfarrbüros zu einem von beiden Gemeindepfarrern genutzten Büro (nun nicht mehr im 3.OG, sondern im EG in unmittelbarer Nähe der Küsterei) **und die Aufgabe des Miniclubs der Gemeinde** führten **Ende der 80er Jahre** dann zu den ersten echten Fremdvermietungen in Räumen, die vorher von der Gemeinde genutzt wurden. Bis zu diesem Zeitpunkt waren seit 1970 nur die beiden Wohnungen in der 4. Etage (Pfarrdienstwohnung und Werkdienstwohnung für Kirchenmusiker) vermietet. Die Aufgabe des Miniclubs wurde vorgenommen, da kurz davor die Inbetriebnahme der neuen um 58 Plätze vergrößerten Kita gefeiert werden konnte. Auch dadurch gab es eine verringerte Nachfrage. Außerdem mußte die Gemeinde finanzielle Kürzungen seitens der Landeskirche hinnehmen.

Hofbegrünung: Unter Mithilfe eines Jugendprojektes sowie zweier Projekte der TU Berlin, bei denen Frauen Kurse für den Bau von Sonnenkollektoren, Hofbegrünung und Steinmetzarbeiten belegten, sind **1990 und 1991**



Dachgeschoss vor dem Ausbau

drei von vier Hinterhöfen des Tabor-Gebäudekomplexes entsiegelt und begrünt worden. So verbinden nun seitdem die langen Durchfahrten unter dem Gemeindehaus und den Seitenschiffen kleine grüne Oasen, was u.a. von den Besuchern und Besucherinnen der Gemeindehoffeste und an vielen Sommernachmittagen von den Kindern sehr geschätzt wird.

Winterkirche: 1989 begannen Überlegungen, wie es gelingen könnte, die Kirche für den Stadtteil stärker zu öffnen, sie multifunktional zu nutzen, ohne immer gleich den großen Innenraum als ganzen nutzen zu müssen und den Zugang zu etlichen Gemeindeaktivitäten, die zu diesem Zeitpunkt größtenteils in der 2. Etage des Gemeindehauses stattfanden, behinderten- und zugangsfreundlicher zu gestalten.

Der um Interessierte erweiterte Gemeindegemeinderat guckte sich andernorts nach guten Beispielen für gelungene Kirchenumbauten um und entschied sich dann für den Einbau der Winterkirche, die **1992** fertiggestellt war und bis heute in der Gemeinde als gelungener Umbau angesehen wird. Es gelang, eine Finanzierung im sog. Kirchlichen Investitionsprogramm, zur Hälfte also auf Kreditbasis, zur anderen Hälfte als Zuschuss. Etwa 400.000.- DM wurden direkt für die Winterkirche und die Schließung der beiden Kirchennebeneingänge aufgewandt, wobei letztere in einen Lagerraum und in WCs umgebaut wurden; etwa 100.000.-DM wurden dafür aufgewandt, in zwei anderen Etagen des Gemeindehauses Umbauten vornehmen zu können, die z. T. durch die Verlagerung der Gemeindeaktivitäten in die Kirche, z.T. durch die beabsichtigten Vermietungen dort und auch durch ein neues Projekt nötig wurden.

Die Winterkirche wurde so gestaltet, dass die alten Kirchenbänke, die dort auf einem Holzpodest standen, zusammen mit dem Holzpodest herausgenommen wurden, eine Fußbodenheizung eingebaut wurde, Tische und mobile Bestuhlung angeschafft wurden, als Beleuchtung gezielt Energiesparlampen angebracht wurden und der gesamte Raum unter der Orgelempore durch eine Metall-Glaswand vom Hauptraum der Kirche abgetrennt wurde. Die alten Bleiglas-Einfachfenster wurden durch Isolier-Doppelfenster ersetzt, was zur Lüftung und zur beabsichtigten Einsparung von Heizkosten notwendig war, und eine Kleinküche mit besonders leiser Spülmaschine wurde integriert.

Ein Namenswettbewerb führte zum Namen **Taborium** für die Winterkirche. Kaum jemand hätte sich damals vorstellen können, dass die Verwirklichung des in Aussicht genommenen multifunktionalen Konzeptes so gut und so konfliktfrei funktionieren würde. Heute findet dort u.a. statt: Gottesdienst im Winter (wobei sich noch nie jemand an dem mobilen Altar gestört hat); die Freitagmorgen-Andacht; Gemeindegemeinderat; das Obdachnachcafé in dem im Winterhalbjahr und etwas länger bis zu 60 Obdachlose zusammenkommen, dort essen, reden und schlafen; Konfirmandenunterricht; Chor; das Gemeindeteam, Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen; Gemeindebeirat;



Das Hoffbegrünungsteam bei einer Planungspause



Die Tontauben spielen im Taborium

Seniorenclub; Klavierunterricht; Erwachsenentreff; Gemeindefeste und einige private Feste; das Üben von Schauspielern und Musikern ...

Kinder- und Schülerladen Kitt e.V.: 1992 zog der neu gegründete gemeindenahe Kinder- und Schülerladen mit zunächst 18 (später 26) Kindern in die 2. Etage des Gemeindehauses ein und gab so der bisherigen Offenen Kinder- und Ausländerarbeit der Gemeinde ein neues Profil.

In ihn wurden die Mitarbeiterinnen, die bisher in der Offenen Arbeit waren, integriert. Dazu kam eine weitere Mitarbeiterin, und das alles angesichts der absehbaren Stellenkürzungen (!).

Winterkirche, Zusammenlegung/Verlegung des Pfarrbüros ins Erdgeschoss, die Aufgabe des Miniclubs angesichts der Kitaerweiterung und die Inbetriebnahme des Kinder-Schülerladens Kitt e.V. waren für die Taborgemeinde die finanziellen Hauptfaktoren, um mit den massiven Kürzungen angesichts der Wiedervereinigung in der Kirche fertig werden zu können. Die Kürzungen im Bereich der Sach- und Bauunterhaltungsmittel konnten dadurch aufgefangen werden, die Kürzungen im Personalmittelbereich wenigstens abgefedert und so etwas abgemildert werden.



Die Solaranlage auf dem Dach der Taborkirche

Solaranlagen auf dem Dach der Taborkirche: durch die Förderung der Wohnungsbaukreditanstalt (später IBB) wurden 1993 die 2,7 KW - Solarstromanlage und eine Solaranlage zur Brauchwassererwärmung auf dem Dach der Taborkirche installiert. Zwei Drittel der Aufwendungen für die Solaranlagen, die insgesamt ca. 100.000.- DM kosteten, wurden gefördert, das letzte Drittel für die Solarstromanlage steuerte der Kirchenkreis Kreuzberg bei, das letzte Drittel der Warmwasseranlage wurde von der Gemeinde vorfinanziert und wird von den Mietern aufgrund der eingesparten Energiekosten zurückgezahlt.

Aus Denkmalschutz-Sicht gab es nur

deshalb keine Probleme, weil die Anlagen faktisch unsichtbar nach hinten in das Blockinnere gehen, also nicht zu sehen sind, und zu dieser Zeit, bedingt durch die Wiedervereinigung, das Interesse des Denkmalschutzes ganz anderen Gebäuden galt. Bis heute ist die Taborkirche allerdings die einzige Berliner Innenstadtkirche mit derartigen Anlagen, da alle anderen Versuche, so etwas zu realisieren, bisher von den Denkmalbehörden blockiert werden.

Kirchenheizung: 1995 gelang es der Gemeinde, die alte geräuschintensive Dampfheizung in der Kirche stillzulegen und durch eine moderne, auch aus Umweltsicht vorbildliche Heizung, zu ersetzen. Bei Kosten von 220.000.- DM, die jeweils zur Hälfte vom Kirchenkreis und der Gemeinde finanziert wurden, wurden zwei neue Niedertemperaturkessel, eine entsprechende angepasste Steuerung und Heizkörper direkt unter den Kirchenbänken installiert, die dafür sorgen, dass die Wärme vor allem dort ist, wo sie gebraucht wird, ohne das Gebäude den rapiden Temperaturänderungen auszusetzen, die es bei einer Dampfheizung gibt.

Souterrain/Kellerumbau: 1994/5 wurde von dem bisher nur zu Lagerzwecken genutzten Keller ein 68 qm großer Trakt abgetrennt, der zuerst gewerblich vermietet wurde und dann ab 1997 zu einer Mietwohnung umgebaut wurde. Kosten: 28.000.-DM. Schon in den Jahren vorher war auf der gegenüberliegenden Kellerseite ein 40 qm großer Raum, die alte Hausmeister-Werkstatt, in eine kleine beheizbare Gewerbeeinheit umgebaut worden, die seitdem - von wechselnden Gewerbetriestern gemietet - existiert und heute von einer Firma für Feuer- und Wasserschadensbekämpfung genutzt wird.

Abtrennung des rechten Seitenschiffes: 1998 wurden die Innenumbauten in der Kirche vorläufig abgeschlossen, indem auch das rechte Seitenschiff in ähnlicher Weise wie die Winterkirche von dem Hauptraum durch eine Metallglaswand abgetrennt wurde (Fußbodenheizung, Beleuchtung, Isolierglasfenster statt der alten Bleiglasfenster). Kosten: 90.000.- DM. Dort entstanden neu 2 Räume, die als Gemeinde- und Pfarrbüro genutzt werden, wobei der neue Zugang nun vom rechten Gebäuderand über den Hinterhof führt. Zugleich hat die Gemeinde ihr Archiv in die Sakristei verlagert, weshalb das alte Archiv in den alten Miniclubräumen zugunsten einer ausgeweiteten Vermietung aufgegeben werden konnte. Ebenso konnten im 1.OG/Erdgeschoß durch die Verlagerung von Gemeinde- und

Pfarrbüro freiwerdende Räume vermietet werden. In den dort noch von der Gemeinde genutzten zwei weiteren Räumen treffen sich Ehrenamtliche, kleine Gruppen, behandelt der Arzt während des Obdachlosennachtcafés, finden Vorbereitungs- und Beratungsgespräche statt.

Umstellung der Heizungsanlage von Öl auf Gas:

Bei Kosten von ca. DM 20.000.-, von denen nur ein kleiner Teil von der Gasag gefördert wurde, wurde im Jahre **2000** die gesamte Heizungsanlage des Gebäudes von Öl auf Gas umgestellt. Neue Brenner wurden eingebaut, der Öltank ausgebaut; vorläufig dient der alte Heizölraum zum Wäschetrocknen, vor allem im Rahmen der Obdachlosenarbeit. Nebeneffekt: Bei der Nutzung von Gas anstelle von Öl werden der Umwelt ca. 10% Schadstoffemissionen erspart.

Dämmung zweier Durchfahrten:

Zur Vermeidung von Wärmeverlusten im Gemeindehaus, vorne rechts, und im rechten Seitenschiff wurde **2001** der Fußboden (also die Decke der Durchfahrten, über denen diese Räume liegen) mit einer Wärmedämmung versehen. Kosten: 13.000.- DM.



Das Gemeindebüro im rechten Seitenschiff

Fazit: Mit der Realisierung dieses Konzeptes geht einher:

1. Die Feststellung, dass es gelungen ist, ein **schrittweises Konzept** zu verwirklichen, in dem tatsächlich Schritt gehalten wird mit den ökologischen Erfordernissen, den finanziellen Rahmenbedingungen und Möglichkeiten und den baulichen Erfordernissen und Voraussetzungen, wobei vermieden werden konnte, Arbeiten doppelt oder mehrfach zu tun. Besonders wichtig war, dass parallel zur Erschließung der finanziellen Möglichkeiten dieses Konzept Schritt für Schritt umgesetzt werden konnte und das Gelingen nicht davon abhängig war, ob es ganz oder gar nicht zu verwirklichen sein würde.

2. Es handelt sich tatsächlich um ein **Modell für andere**, da das Konzept in Teilen woanders nachahmbar ist, auch in seinen finanziellen Dimensionen. Hinsichtlich seines Umweltnutzens ist es ganz und in Teilen anregend und vorbildhaft. In 15 Jahren sind einschließlich aller Mittel für kleinere Reparaturen, Schönheitsreparaturen für sämtliche Umbaumaßnahmen von den Solaranlagen, dem Dachausbau bis hin zur Kirchenheizung ca. 1 Mio. Euro für die gesamte Bauunterhaltung aufgewendet worden.

3. Raumnutzung: Die Räume sind vielfältig, angemessen, aber auch ohne zu hohe Kostenerfordernis zu nutzen.

4. Aus Umweltsicht ergibt sich eine hohe Einsparung an CO₂: Bei einem Vergleich auf Heizölbasis zeigt sich, dass gegenüber 42.000 l Durchschnittsverbrauch für die Heizung vor 15 - 20 Jahren eine Einsparung von fast 40% auf 27.000 l erreicht wurde (damit wurden damals knapp 1500 qm beheizt, heute gut 1600 qm - das Dachgeschoss hat eine eigene Heizung, für den Hauptraum der Kirche sind hier unabhängig von seiner Höhe und der Fläche der Emporen nur die Quadratmeter Grundfläche angegeben), nach der Umstellung auf Gas sogar um mehr als 50%. Der Stromverbrauch, der in Abhängigkeit von den unterschiedlichen Gemeindeaktivitäten erheblich schwankt, ist im langjährigen Durchschnitt etwa konstant geblieben. Der gezielte Einsatz neuer Technik (Energiesparlampen, sparsame Haushaltsgeräte wie Waschmaschinen, Kühlschrank, angepasste Heizungspumpen) und das entsprechende bewusste Verhalten schaffen es nur, angesichts der technischen Neuausstattung (Fax, EDV, Kopierer usw.) den mit dieser Neuausstattung verbundenen Mehrverbrauch insgesamt auf dem alten Niveau zu halten. Allerdings bezieht die Gemeinde seit Anfang 2000 Ökostrom, so dass für die jährlich verbrauchten 20.000 bis 25.000 Kilowattstunden dennoch eine Einsparung von über 90% Kohlendioxid erreicht wird.

5. Finanzielle Entlastung: Die im Gebäude für Vermietung freigegebene Fläche ist innerhalb von 5 Jahren verfünffacht worden. Zugleich sind die Möglichkeiten der Gemeinde, Räume für den Eigengebrauch zu nutzen, nur geringfügig gesunken, da früher ungenutzte Bereiche der Kirche nun täglich genutzt werden.

Durch die Vermietung von nun insgesamt gut 1200 qm für Gewerbe und Wohnen (1985: 230 qm) erhält die Gemeinde etwa 35% der von ihr jährlich (ohne Kita) benötigten Mittel (70.000.-Euro). Fast den gleichen Prozentsatz deckt die jährliche Kirchensteuer.

Ekki Gahlbeck

Kinderbetreuung im Wandel der Zeit

Eine Gegenüberstellung anhand einiger Beispiele

Früher

Eingewöhnung:

Angemeldete Kinder wurden am ersten Tag morgens abgegeben und nach dem Mittagessen wieder abgeholt. Nach ein paar Tagen haben die Kinder in der Kita geschlafen und blieben bis Nachmittages in der Einrichtung.

Essenssituation:

Vor dem Essen wurden die Hände gefaltet und gebetet.

Die Kinder brachten ihr Frühstück von zu Hause mit. Brote wurden teilweise nur in Zeitungspapier eingewickelt.

Vor dem Essen gab es Lebertran und/oder Fluor-tabletten für alle Kinder. Die Kindergärtnerinnen taten den Kindern das Essen auf die Teller: „Was auf den Teller kommt wird gegessen!“

Kinderreisen:

Kinderreisen wurden überwiegend über das Diakonische Werk gefördert und mitfinanziert und dienten als

Heute

Eingewöhnung:

Eine Eingewöhnung wird individuell gestaltet und richtet sich nach dem Entwicklungsstand der Kinder.

Die Eltern führen vor der Aufnahme ein Gespräch mit der Gruppenerzieherin. An den ersten drei Tagen bleibt ein Elternteil mit dem Kind in der Gruppe. Erst am vierten Tag verlässt Vater oder Mutter für kurze Zeit den Gruppenraum. Nach ca. 14 Tagen bleibt das Kind bis zum Mittagessen. Meist bleiben die Kinder erst nach vier bis sechs Wochen bis nach dem Mittagschlaf in der Kita.

Essenssituation:

Die Kinder fassen sich bei den Händen und sprechen einen Tischspruch.

Das Frühstück wird von den Mitarbeiterinnen der Einrichtung eingekauft und zubereitet. Es wird auf eine abwechslungsreiche, gesunde Ernährung geachtet. Jedes Kind hat ein (Kinder-) Messer um sich sein Frühstücksbrot selbständig zuzubereiten.

Das Essen wird in Schüsseln auf den Tisch gestellt. Die Kinder entscheiden selber, was und wie viel sie essen möchten. Wenn sie etwas nicht wollen oder kennen bekommen sie einen „Probierklecks“ aufgetan.

Kinderreisen:

Eine Kinderreise dauert maximal fünf Tage. Zwei Erzieherinnen vereisen mit bis zu 12 Kindern. Krippen-



Die Tabor-Kita (Kleinkinderbewahranstalt) in der Cuvrystr. 39 im Jahr 1908 und die Taborkita in der Cuvrystr. 36 im Jahr 2004



Kuraufenthalt. Ein Reise dauerte drei bis vier Wochen. Die Kinder wurden vorher und hinterher ärztlich untersucht.

Drei Kindergärtnerinnen verreisten oft mit bis zu 35 Kindern. Die Kinder wurden jeden Abend in einer Waschschiüssel gebadet.

Ausländische Kinder

Das erste ausländische Kind war ein kleiner Spanier. Der Vater war Geiger bei den Berliner Philharmonikern.

Die ersten „Gastarbeiterkinder“ waren Jugoslawen und Griechen. Ende der siebziger Jahre kamen überwiegend türkische Kinder in die Einrichtung. Der Senat förderte eine zusätzliche Stelle für eine/n muslimische/n Mitarbeiter/in.

Elternarbeit:

Elternabende wurden nur vor und nach Kinderreisen angeboten. Es fanden überwiegend „Tür und Angel-Gespräche“ statt. Der erste Kitaausschuss, ein Gremium mit Mitarbeiterinnen, Gemeinde und Elternvertretern, wurde 1978 ins Leben gerufen, um die Schließung des Kindergartens in der Cuvrystraße 39 zu verhindern. Bei vom Senat vorgegebenen Veränderungen wurden Eltern aktiv.

Räumliche Situation:

Bis 1989 befand sich der Kindergarten in der Cuvrystraße 39 in der unteren Etage eines Mietshauses. Es gab drei Räume, ein Waschraum und eine Garderobe. Das „Büro“ bestand aus einem Schreibtisch und einem Telefon und befand sich im Gruppenraum der Vorschulgruppe.

Gesundheitsvorsorge:

Vor der Aufnahme wurde das Kind von der Kinder- und Jugendfürsorge untersucht. Nach jeder Krankheit benötigten Eltern eine Gesundheitschreibung der Fürsorgeärztin. Nach drei Scharlachfällen wurden die Räume von der Desinfektionsanstalt ausgesprüht.

Die Kinder wurden regelmäßig ärztlich und zahnärztlich untersucht.

Arbeitsbedingungen für das Personal:

Die Kindergärtnerinnen trugen Arbeitskleidung (weiße Schürzen). Der Urlaub beschränkte sich auf die vierwöchige Schließzeit. Teambesprechungen gab es nicht. Einmal jährlich fand ein vom Kitaamt einberufener und organisierter „Rüsttag“ zu einem pädagogischen Thema statt.

Kinder werden nicht mitgenommen. Vor einer Reise übernachteten die Kinder einmal in der Kita um sie auf die Reise bzw. auf die Trennung von den Eltern vorzubereiten.

Ausländische Kinder

30 % der Kinder sind türkischer Herkunft, weitere 10% kommen aus zweisprachigen Familien.

Elternarbeit:

Es finden neben dem Erstgespräch vor der Aufnahme des Kindes zwei bis vier Gruppenelternabende statt. Mit den Eltern wird jährlich ein einstündiges Einzelgespräch geführt, um sie über den Entwicklungsstand ihres Kindes zu informieren.

Der Kitaausschuss tagt monatlich und ist für alle interessierten Eltern offen.

Räumliche Situation:

Die Kita verfügt neben den Gruppenräumen pro Etage über einen Zusatzraum, über einen Bewegungsraum, eine Werkstatt, eine Dachterrasse, einen Personalraum und ein Büro.

Gesundheitsvorsorge:

Kinder benötigen vor der Aufnahme eine Bescheinigung der Kinderärztin. Eine Gesundheitschreibung ist nur nach ansteckenden Kinderkrankheiten nötig.

Zweimal jährlich kommt eine Frau vom Gesundheitsamt und erklärt den Kindern spielerisch etwas über die Zahnpflege.

Arbeitsbedingungen für das Personal:

Die Erzieherinnen treffen sich regelmäßig zu Teambesprechungen und nehmen an externen, in der Regel, dreitägigen Fortbildungen teil.

Gabi Klobedanz

Zielvorstellungen und Leitbild der Taborgemeinde

In der Gemeinde haben wir uns Gedanken darüber gemacht, was denn eine evangelische Gemeinde wie Tabor ausmacht, was unsere Ziele sind, worüber wir unter uns Einigung erzielen können.

Der Anstoß dazu kam davon, dass wir als Träger einer Kindertagesstätte verpflichtet sind, eine sog. Qualitätssicherung für die Kitaarbeit zu entwickeln.

Wir haben gemerkt, dass die Frage nach den Zielen einer Gemeinde sehr selten gestellt wird, wahrscheinlich weil es Gemeinden schon sehr lange gibt und Kirche irgendwie auch etwas Selbstverständliches hat. Es geht um Glauben, Jesus, ums Beten, um Gott und soziale Arbeit, und es gibt dort manchmal eine ganz eigene Sprache, Kirchensprache, und die Bibel.

“Stellen Sie sich vor, Sie fahren mit einem engagierten Taboriten gemeinsam Fahrstuhl in einem Hochhaus, der Fahrstuhl hält einige Male an und dieser Mensch aus Tabor versucht Ihre Frage, was denn für die Gemeinde wichtig ist, welche Ziele sie hat, in dieser Zeit zu beantworten.”

So haben wir in der Mitarbeiterschaft, unter Haupt- und Ehrenamtlichen, in der Kita und dann auch im Gottesdienst versucht, Antworten zu finden. Und zwar Antworten, die es ermöglichen sollen, dass alle, die zu Tabor gehören, dazu Ja sagen könnten, dass es auch ihre Antworten sein könnten. Vielleicht könnte man auch einfach ein biblisches Gleichnis oder eine Geschichte dazu erzählen: Wenn es etwa im Gleichnis vom verlorenen Sohn darum geht, dass man neue Hoffnung finden kann in den Schritten “von falschen Wegen lassen, umkehren, entgegengehen, Gemeinschaft suchen und feiern”.

Dennoch wollten wir dazu doch lieber Sätze aufschreiben und Ziele formulieren, die sozusagen wie Überschriften über unserer Arbeit stehen könnten. Sicher ist dabei vieles weggelassen, manches auch sehr allgemein, aber dennoch haben wir die Hoffnung, dass eine Verständigung darüber etwas bei uns in Bewegung bringt und Klarheit schafft.

Ein kleiner Tipp noch: einigen war es eine Hilfe, zuerst mit dem (unten abgedruckten) 5. Punkt zu beginnen: Welches sind die biblischen Verse, die Glaubenssätze oder die “Glaubens”-wörter und Begriffe, denen sich nach jeweils eigener Meinung die Gemeinde verbunden fühlt? Das haben wir dann aus verschiedenen Einzelmeinungen zusammengetragen.

- I. Die Tabor-Kirchengemeinde ist eine evangelische Gemeinde in Berlin-Kreuzberg SO 36. In ihr kommen unterschiedliche (christliche, andersgläubige und nicht-gläubige, suchende und unsichere) Menschen zusammen - zu ihr gehören unterschiedliche Menschen.
- II. Diese Menschen leben mit der Hoffnung: “Du bist nicht alleine”. Bildlich/theologisch gesprochen: Es gibt Wasser in der (deiner, unserer) Wüste. “Der Tod hat seine Macht über uns - die Mächte und Systeme sind seine Boten”. Aber: “Es gibt Auferstehung”. “Es gibt Veränderung - Begleitung - Verwandlung - Berufung - Befreiung zum Leben - Widerspruch und Widerstand. Zugleich gibt es Befreiung von jenem (manchmal verzweifelten) Ich, das es alleine schaffen will.”
- III. Von Jesus her ist die Gemeinde ein Ort, wo alle mit ihren jeweiligen Begabungen und Fähigkeiten willkommen sind, an dem geteilt und gefeiert wird, wo Gemeinschaft erfahren werden kann, wo für Leiden und Ungerechtigkeit sensibilisiert wird und an dem Angstfreiheit und Widerstand gegen Lebensbedrohungen eingeübt werden kann.
In der Gemeinde machen Menschen einander generationsübergreifend Mut zum Leben und versuchen, in gegenseitiger Zusammenarbeit und in Arbeitsteilung die Hoffnung auf eine lebenswerte Zukunft in kleine Arbeitsschritte umzusetzen und einzuüben. Sie tragen dazu bei, dass die Welt bewohnbar und geschwisterlich bleibt und wird.
Dabei verlieren Sachzwänge und Sicherheitsdenken ihre Gültigkeit. Es gibt keine Vorrechte voreinander. “Wir sind einer in Christus Jesus - er ist unser Friede”.
- IV. Wo dieser Frieden gelebt wird, gibt es keine Berührungsängste, nicht vor Andersdenkenden und nicht vor Anderslebenden und Andersgläubenden, sondern Respekt und Achtung, Akzeptanz, bewegt bewegendes Miteinander.
So sucht die Gemeinde nach Bundesgenossen, die ebenso für den Frieden eintreten und die Gefährdungen des Lebens ernst nehmen.
- V. Die wichtigsten Glaubenswörter und Glaubenssätze, denen sich die Gemeinde verbunden weiß, sind:
 1. Glauben - Liebe - Hoffnung.
 2. Gott ist Liebe. Er liebt alle Menschen vor aller Leistung und trotz aller Schuld.
 3. Freiheit.

4. Gegenseitige Annahme.
 5. Gleichheit und Gleichberechtigung trotz Anders-Sein
 6. Frieden und Gerechtigkeit
 7. Bewahrung der Schöpfung - verantwortlicher Umgang mit ihr
- VI. Darauf wird aufmerksam gemacht, das wird umgesetzt in den verschiedenen Arbeitsgebieten der Gemeinde, in der Kita, in der Obdachlosenarbeit und im Gottesdienst. Zugleich wird dabei Toleranz und Neugier eingeübt, Staunen und die Bereitschaft, von anderen zu lernen und Aufmerksamkeit dafür, ob ihre Lebensweise, ihre Grundüberzeugungen und die Weisheit ihrer Religion und die praktische Umsetzung Unterdrückung rechtfertigt oder Mut weckt zu Befreiung und größerer Vielfalt im Leben.

Ekki Gahlbeck

Besetzung der Taborkirche, November 1988

Im November 1988 wollte eine Gruppe aus der Berliner Flüchtlingsberatungsszene die Taborkirche besetzen. Das Anliegen war, auf die Not von in Berlin lebenden palästinensischen und kurdischen Libanon- und Syrienflüchtlingen aufmerksam zu machen, um angesichts der gefährlichen Lage dort ein Bleiberecht in Berlin für sie zu erreichen. Kurz vor Beginn der geplanten Aktion erfuhr der GKR der Gemeinde davon, diskutierte das heftig und sehr intensiv und beschloss, die Besetzer in der Kirche aufzunehmen und willkommen zu heißen und sich hinter ihr Anliegen zu stellen. Am Tag darauf begann die Kirchenbesetzung, der sich dann noch eine weitere Flüchtlingsgruppe aus Bangladesh sowie diverse Flüchtlingsinitiativen anschlossen.

Sechs Tage dauerte die Besetzung. Auch angesichts der unterschiedlichen Ziele, politischen Einschätzungen und angestrebten Vorgehensweisen aller Beteiligten, für die Gemeinde eine schwierige Herausforderung. Unter größtem Zeitaufwand und stundenlangen Kräfte zehrenden Gesprächen gelang es, innerhalb von zwei Tagen vor allem zu den anwesenden bis zu 45 Flüchtlingen, die auch nachts in der Kirche anwesend waren, ein gutes Vertrauensverhältnis aufzubauen. Mit Unterstützung aus den Flüchtlingsinitiativen bis hin zum autonomen Spektrum, konnte ein gemeinsamer Gottesdienst vorbereitet und durchgeführt werden, in und nach dem intensiv und in vielen Details auf die einzelnen Flüchtlingsschicksale eingegangen werden konnte. Das hat dann auch etliche in der Gemeinde, die die Kirchenbesetzung sehr kritisch gesehen hatten, dazu gebracht, doch die Flüchtlinge zu unterstützen, politisch, praktisch und moralisch. Auch ein Kreuzberger Restaurant unterstützte die Anliegen durch ein tägliches kostenfreies Mittagessen. Am 14.11.88 beschloss der GKR dann:

„Der GKR sieht mit großer Sorge und völligem Unverständnis, dass Flüchtlinge, die aus großen Gefahrensituationen in ihren Heimatländern mit der Bitte um Schutz zu uns nach Berlin gekommen sind, auch hier keine Sicherheit finden und keine Gewähr, dass ihre körperliche Unversehrtheit uns oberster Maßstab ist. Der GKR fordert:

- Keine Abschiebung von Menschen in Krisengebiete,
- Schaffung eines gesicherten Bleiberechts für Flüchtlinge.

In der augenblicklichen Situation ist neben der Gefahr für Leib und Leben im Libanon die Lage der kurdischen und palästinensischen Flüchtlinge aus dem Libanon und Syrien besonders besorgniserregend.

Der GKR erwartet vom Berliner Senat eine Regelung, die allen Flüchtlingen ein Bleiben in Berlin ermöglicht und ein Leben in menschenwürdigen Zuständen.

Der GKR bittet die Kirchenleitung, die Flüchtlinge, die in der Taborkirche aufgenommen wurden, in ihren Forderungen zu unterstützen.

Der GKR bittet die Kirchenleitung, sich beim Berliner Senat dafür einzusetzen, dass keine Flüchtlinge mehr in Krisengebiete abgeschoben werden.

Der GKR hofft, dass der Bischof unserer Kirche oder ein anderes autorisiertes Mitglied der Kirchenleitung in Vertretung des Bischofs auf der Veranstaltung am Dienstag, d. 15.11.1988, in der Taborkirche Stellung bezieht und den Flüchtlingen erklärt, wofür sich die Kirchenleitung einsetzen will.“

Mit begleitender Öffentlichkeitsarbeit, vor allem Zeitungen und Fernsehen, und vielen intensiven Gesprächen mit (politischen) Verantwortungsträgern in der Stadt und mit Hilfe aus der Kirchenleitung heraus gelang es (bei täglich eingehenden Sympathiebekundungen), Bleibezusagen für die in der Kirche anwesenden Flüchtlinge auszuhandeln. Ein allgemeines Bleiberecht jedoch konnte zu diesem Zeitpunkt nicht erreicht werden. Am sechsten Tag wurde die Besetzung mit einer großen Abschlussveranstaltung beendet.

Ekki Gahlbeck

1969/1970 - Frischer Wind in Tabor

Ein Gespräch mit Dieter Tag und Reinhard Hoffmann

Frühjahr 2005: Wir befinden uns in der Kellerwohnung im Hinterhof von Tabor. Vor mir sitzt ein älterer Herr: Dieter Tag, gepflegt, in bequemer Kleidung mit kurzen Haaren, dem man ansieht, dass er gerne kocht. Er raucht „Kette“, aber mit Spitze!

Umgeben sind wir von originellen (Kunst-)Gegenständen, gesammelt in einem langen Pfarrerleben.

Dieter ist heute im Ruhestand. Als er 1999 seinen Pfarrdienst in Tabor beendete, wurde eigens für ihn und zum Teil mit seinen Mitteln, diese Wohnung ausgebaut.

Später kommt noch Reinhard Hoffmann (Kirchenmusiker a. D.) dazu.



Dieter Tag, wie man ihn kennt ... (2003)

Dieter, du hast 1970 hier angefangen. Damals war die Situation noch so, dass Vikare so viel Auswahl hatten, dass du dir die Stelle aussuchen konntest. Wie bist du nach Tabor gekommen?

Dieter T.: Unsere Examensgruppe wurde vom damaligen Superintendenten angerufen, ob wir nicht Lust hätten, uns die freien Pfarrstellen in Kreuzberg mal anzuschauen. In Tabor waren zu der Zeit zwei Pfarrstellen frei.

Wir haben uns dann alle zusammen die Gemeinden angeschaut und ich bin zusammen mit Frau Scholz aus meiner Gruppe in Tabor geblieben.

Ich erinnere mich noch gut daran: Ich war damals Vikar in Steglitz und wohnte in der Gleditschstraße. Als ich gesagt habe, ich hätte Lust in der Taborgemeinde anzufangen, da

hat mich als erstes der Reinhard Hoffmann (Kirchenmusiker) besucht und dann der Ekkie Morack (Diakon). Und nachdem ich mit den beiden gesprochen hatte, habe ich gedacht, das wäre was für mich. Und so bin ich nach Tabor gekommen.

Was hat dich gereizt an dieser Gemeinde und an Kreuzberg?

Dieter T.: Na ja, das war ja damals so die 68er Bewegung und schon als Vikar wollte ich nicht in eine bürgerliche Gemeinde. Ich wollte damals schon nach Kreuzberg, ohne genau begründen zu können warum. Dennoch war ich zuerst in Steglitz und hab deutlich gemerkt, dass das nicht meine Welt ist.

Und deshalb war mir das ganz recht, dass hier so viele Stellen frei waren. Es war auch gut, dass keine Pfarrerkollegen von früher da waren, denn man konnte so richtig was aufbauen. Wir konnten auch das Team neu aufbauen. Es hat uns gereizt, dass es so viel Gestaltungsmöglichkeit gab und dass Kreuzberg so unkonventionell war.

Dieter und Reinhard, was habt ihr vorgefunden als ihr in Tabor eure Arbeit begonnen habt?

Dieter T.: Also, die Pfarrstellen waren frei, weil die beiden Pfarrer die vorher da waren, total zerstritten waren. Die Gemeinde wurde bereits seit mehreren Jahren von einem Bevollmächtigtenausschuss geleitet und auch die alten Mitarbeiter waren untereinander zerstritten. Es fand traditionelle Gemeindegarbeit statt, also Gottesdienste, die Konfirmandenarbeit, eine kleine Jugendgruppe, der „Hannabund“ (Frauenselbsthilfe) und eine Männergruppe (Bibelkreis). Durch den Weggang der Pfarrer war alles ziemlich zum Erliegen gekommen.

Damals habe ich mir fest vorgenommen, nicht so von einer Gemeinde wegzugehen, dass alles Konstruktive zusammenbricht.

Reinhard H.: Als ich 1968 hier angefangen habe, waren die Spätfolgen/ Strömungen aus der Zeit des 3. Reiches und davor und aus den 50er Jahren noch prägend für die Atmosphäre.

1968/70, das war doch die Zeit des Umbruchs. Es wurde vieles hinterfragt/verändert. Es gab Proteste gegen alles Bürgerliche, Traditionelle. Neue Formen wurden gesucht, es wurde in allen Bereichen experimentiert und provoziert. Man war „dran“.

Dieter T.: Pfarrer und Musiker mit langen Haaren, „Kutte“, Parker und Jeans. Das war neu! Wenn man den Pfarrer auf der Strasse traf, musste man sich nicht mehr verstecken, weil man am Sonntag nicht in der Kirche war, sondern fand offene Ohren für die eigenen Nöte und Interessen.

Was waren eure Ideen? Was habt ihr verändert?

Dieter u. Reinhard: Unsere Idee war eine basisorientierte, kommunikative Gemeindearbeit, die sich an den Bedürfnissen und Interessen der Kiezleute orientiert. Wir wollten ein funktionierendes Team aufbauen und eine mündige Gemeinde.

Dieter: Wir wollten weg vom Herrschaftsanspruch der Pfarrerherren, „denen die Leute scheißegal waren“. Wir vier (Dieter Tag, Reinhard Hoffmann, Ekkie Morack und Fr. Scholz) haben uns sofort verstanden, die konzeptionellen Ideen gemeinsam entwickelt, sie in die Mitarbeiterrunde transportiert und die anderen „ins Boot geholt“.

Das ist gelungen, denn noch heute werden konzeptionelle Fragen auch in der Mitarbeiterrunde bewegt.

Aus dieser Zeit stammt die wöchentliche Mitarbeiterbesprechung, die ihr damals ins Leben gerufen habt, die heute, bei stark reduziertem Personal ein ganz wichtiger Kommunikationsort für konzeptionelle Fragen und alle Anliegen geworden ist.



Die Mitarbeiter/innen der Tabor-Gemeinde im Jahr 1973

Reihe hinten von l. n. r.: Pfr. Jürgen Wehrmann, Ingrid Grunert, Pfr. Dieter Tag, Helene Maxara, Frieda Karau

Reihe vorne von l. n. r.: Marga Radeke, Dieter Gurtner, Sonja Kotre, Eckard Morack, Reinhard Hoffmann, Willi Karau

Dieter und Reinhard: Wir waren nie ein geschlossener Verein, hatten auch immer viele Vikare und Praktikanten. Wir waren immer „mittenmang“, Knast oder Krankenhaus waren uns nichts Fremdes.

Das ist ein Grund, warum es uns immer viel Spaß gemacht hat.

Bereits 1970 haben wir eine Klausurtagung des Teams beschlossen und durchgeführt. *(Auch diese Idee trägt noch heute 35 Jahre später: alle haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter von Tabor halten jährlich einmal gemeinsam eine solche Tagung ab, meist außerhalb Berlins. / Anm. d. V.)*

Basisorientierter Gemeindeaufbau, ausgerichtet an den Bedürfnissen der Menschen in unserer Gemeinde, war die Idee, die wir versuchten umzusetzen. Aber nun auch nicht nur die Befriedigung irgendwelcher Bedürfnisse sondern auch theologische Fragen. Was hat Gott / die Bibel mit uns heute zu tun?

Die Jugendarbeit z. B. hat sich dadurch entwickelt, dass eine Gruppe politische Arbeit gemacht hat (Angolagottesdienst und ähnliches) und dann kamen andere Jugendliche und sagten: Die haben einen Raum, wir wollen auch einen. Und so entstand dann der halboffene Club Tripoli.

Und das waren notwendige Entwicklungen, die nicht über die Köpfe der Menschen hinweggegangen sind. Ebenso notwendig war der Aufbau der Seniorenarbeit. Es gab damals ja noch kaum Seniorenclubs oder Freizeitstätten.

Wir haben versucht, die Kirche zu öffnen, damit Leute, die hier ja meist in kleinen Einheiten wohnten, die Kirche als ihr Haus mitnutzen konnten. Kirchenöffnung zur Basis hin. Wir haben viel mit den Leuten geredet, gearbeitet und haben viel von den Leuten gelernt. Die waren dann später auch aktiv z. B. im GKR, den es ab 1973 dann wieder gab.

Auf diese Weise gelang es Leute wie H. Nawroth, der eher konservativ orientiert war und Ekkie Morack in einem GKR zu integrieren. Die beiden haben sich gerne gestritten und dennoch geachtet. Das war damals nicht selbstverständlich. Die Streitkultur war noch geprägt durch den sehr persönlich ausgetragenen Konflikt zwischen den zwei vorigen Pfarrern.

Wir haben in den folgenden Jahren versucht, die Gemeindearbeit auf kollegiale Füße zu stellen, weg von der Autorität Pfarrer. Von Anfang an haben wir in der Region (Martha, Emmaus, Ölberg und Tabor) zusammengearbeitet: Konzeptionelle Zusammenarbeit in SO 36 getragen von der Teamidee und nicht von Geldknappheit oder Personal-mangel.

Vieles wäre noch zu berichten : Politische Artikel im Taborboten, von denen sich der GKR formell distanziert hat („Am Drücker“). Eine Konfer-Reise nach Spiekeroog, die mit einem Inselverbot endete. Kindergottesdienste zu denen 40 – 60 Kinder kamen und die von vier hauptamtlichem Mitarbeitern betreut wurden. Schularbeitszirkel, die von vier Mitarbeitern durchgeführt wurden. Mitarbeit im „Warum – Team“, für Staderneuerung und vieles mehr ... viele Namen wären noch zu nennen, die von 1970 bis 2005 dazu kamen und tatkräftig dazu beigetragen haben, dass die Ideen von damals zum Teil noch heute lebendig sind: Grunert, Wehrmann, Kotre, Danne, Maxara, Böhl und viele mehr ...

Was trägt heute noch, was war richtungsweisend?

Dieter T.: Wichtig war mir, dass mit meinem Weggang nicht alles abbricht. Das Leute da sind, die selbstständig weitermachen.

Das ist mir, glaube ich, auch gelungen, dass Leute auf gute Weise weitermachen und Neues entwickeln. Siehe unsere jetzige Jugendarbeit. Heute sehe ich unsere Ideen unter anderem im Chor umgesetzt.

Aber auch im Gemeindebeirat, der eine breite Basis an Entscheidungen beteiligt.

Die jährlichen Mitarbeiterreisen, aber auch die Feste und Feiern zu denen alle eingeladen werden, die sich uns zugehörig fühlen. Und jeder Gottesdienst, der von einem Team vorbereitet und durchgeführt wird, (nicht nur von Pfarrer und Organist) knüpft an unsere Ideen an.

Dieter, was könnte ein Impuls für die Zukunft der Gemeindearbeit sein?

Dieter T.: Projektmäßige, ehrenamtliche Arbeit! Interessierte Leute nicht in regelmäßige Kreise einladen sondern in Projekte einbinden. Ehrenamtliche Arbeit haben wir ja sehr viel in Tabor, aber wir müssen glaube ich von der Idee weg, dass Ehrenamtliche heute über längere Zeit Aufgabenbereiche übernehmen können. Sowohl Arbeitslosigkeit als auch stärkere berufliche Belastungen verhindern das.

Für bestimmte Projekte - ein Konzert, nicht eine ganze Reihe, ein Gottesdienst, keine regelmäßige Mitarbeit usw. - sollten wir versuchen Menschen zu finden und zu begeistern.

Dieter Tag arbeitet heute noch projektbezogen, ehrenamtlich in verschiedenen Bereichen der Gemeinde mit. Offensichtlich hat er in der Taborgemeinde seinen Platz gefunden: „Wenn ich nicht hier gelandet wäre, wäre ich vielleicht nicht Pfarrer geblieben.“

Seine Idee, ein Teil einer lebendigen Gemeinde zu sein, die von vielen Menschen getragen und von vielen Ideen befruchtet wird, ist umgesetzt. Auch heute noch, im Jahr 2005.

Reinhard Hoffmann lebt seit über 30 Jahren in Tabor und kann sich, trotz Ruhestand, kaum vorstellen woanders zu wohnen.

Ich danke beiden für das Gespräch.

Edeltraud Flindt (GKR – Mitglied)



Reinhard Hoffman im Jahr 2004

Kirchenmusik in Tabor

Der Tabor-Chor

Laura Ullrich, die Vorgängerin der derzeitigen Kirchenmusikerin nahm nach Abschluss ihres Studiums im Frühjahr 2003 eine Kantorenstelle in Wusterhausen/Dosse in der Prignitz an.

Sie begann mit dem Aufbau des Tabor-Chores im Sommer 1998 mit 6 interessierten Gemeindemitgliedern, von denen heute noch die Hälfte mit dabei sind. Es begann mit einstimmigen Liedern, Gesängen und Kanons. Daneben wurde viel Zeit für die Ausbildung der Singstimme und einer deutlichen Aussprache verwendet. Erst allmählich erfolgte eine Differenzierung der Stimmlagen und das Einüben von mehrstimmigen Chorstücken.

Der Chor war zwei- bis dreimal im Jahr im Gottesdienst zu hören und umrahmte mit das jährliche Sommerfest der Gemeinde. Ein Höhepunkt der Arbeit war das Chorwochenende einmal im Jahr. Es ging dabei u.a. nach Schloss Petzow bei Potsdam, auf die Insel Hiddensee und nach Barth in Mecklenburg.

Seit April 2003 leitet Nina Sandmeier den Tabor-Chor und gemeinsam werden Chorwerke unterschiedlichster Gattungen und Epochen erarbeitet. Mittlerweile ist die Aufführung einer Bach-Kantate im Gottesdienst zur jährlichen Tradition geworden (wenn auch die Probenzeit dafür ungefähr ein ganzes Jahr beträgt!). Im Jubiläumsjahr 2005 besteht der Tabor-Chor aus ca. 25 Sängerinnen und Sängern, die nicht nur klassische Chorliteratur beherrschen, sondern ebenso offen für Popmusik und den ein oder anderen Schlager sind. Chorwochenenden finden zweimal pro Jahr statt – ein Mal daheim und ein Mal im Umland (2004 Hirschluch, 2005 Klein Bademeusel). Vor allem durch die bunte Mischung der Chormitglieder wird jede Probe und jede Gottesdienstgestaltung mit Chor zu einem echten Erlebnis.



Laura Ullrich (2001)

Chorwochenenden finden zweimal pro Jahr statt – ein Mal daheim und ein Mal im Umland (2004 Hirschluch, 2005 Klein Bademeusel). Vor allem durch die bunte Mischung der Chormitglieder wird jede Probe und jede Gottesdienstgestaltung mit Chor zu einem echten Erlebnis.

Konzertarbeit und Musik im Gottesdienst

Neben den Auftritten des Chores gab es auch Auftritte von Sängern und Instrumentalmusikern, die von Laura Ullrich begleitet wurden. Erinnerung wertvoll an dieser Stelle an die Auftritte der Sängerin Frau Klinger und an Christian Bormann, der sowohl mit klassischen Stücken als auch mit Chansons brillierte. Christopher Daams an der Harfe und

Uli Siedel auf dem Cello umrahmten auch des öfteren den Gottesdienst.

Besonders in Erinnerung geblieben sind auch noch die Benefizkonzerte für den Kosovo.



Nina Sandmeier am Virginal (2003)

Nicht nur für die Gottesdienstbesucher sondern auch für die Musiker ist die Mitgestaltung von Gottesdiensten ein echter Gewinn, denn so können erarbeitete Stücke vor einem sehr wohlwollenden Hörerkreis zum besten gegeben werden. Nina Sandmeier nutzt daher ihre Kontakte zu Mitstudenten und Musikern aus dem Kiez, um eine möglichst große musikalische Vielfalt im Gottesdienst anbieten zu können. Geigen, Blockflöten, ein Fagott, eine Gambe, Querflöten, ein Violoncello, Oboen, natürlich die bereits erwähnte Harfe, Gitarren, Sänger, Trompeten, eine Barockgeige und zwei Barockcelli haben sich in den vergangenen zwei Jahren hier quasi „die Kirchenklinik“ in die

Hand gegeben, wenn es um Musik im Gottesdienst ging. Meist finden interessierte Gottesdienstbesucher am Sonntag einen Programmzettel in der Kirche, auf dem die genauen Angaben zu den jeweiligen Musikstücken zu finden sind.

Dank der guten Akustik gibt es immer wieder Anfragen von Ensembles und Chören, die gerne in der Taborkirche konzertieren möchten. Die Palette reicht vom klassischen Chorkonzert über das Mandolinorchester und die irische Folklore bis hin zu freien Improvisationskonzerten.

Das Gregorianikensemble „Liqueszentia“

Zu Beginn gab es einen Kreis von drei Mittelalterbegeisterten Sängern, die gerne etwas tiefer in die Welt der Alten Musik eintauchen wollten. Im September 2003 erfolgte die Gründung eines Ensembles für Gregorianik unter Nina Sandmeier und bereits in der Adventszeit wurde ein kleines Konzert in der Taborkirche aufgeführt mit einer Mischung aus Gregorianik, mehrstimmiger mittelalterlicher Musik und Orgelmusik.

Bis sich der ungewöhnliche Name „Liqueszentia“ heraus kristallisierte, brauchte es allerdings noch einige Zeit. Liqueszenz ist die Bezeichnung für eine Neume und stammt aus der Gregorianik. Es ist die Anweisung, dass durch eine bestimmte Technik ein



Die Dinse-Orgel in der Tabor-Kirche



Musik beim Hoffest im Sommer 2001

Wort oder ein Ton möglichst gleitend und flüssig klingen solle. Da dieses Zeichen in den ersten Stücken, die wir probten sehr häufig auftrat und es einige Mühe kostete, zu einem zufriedenstellenden Ergebnis zu gelangen, entschieden wir uns für diesen besonderen Namen.

Neben der Gestaltung eines Gottesdienstes zur Fastenzeit und einer sehr musikalischen Komplet (Abendgebet), widmeten die Sänger sich einem Programm mit Liebesliedern aus Renaissance und Barock, welches im Sommer 2004 in der Taborkirche und bei einer kleinen Konzertreise nach Görlitz in der Peterskirche und einer Dorfkirche im Görlitzer Umland mit großer Resonanz aufgeführt wurde. Als letztes Werk kam die Johannes-Passion von Heinrich Schütz zur Aufführung.

Das Ensemble ist in jeder Stimmlage zweifach besetzt, umfasst also insgesamt acht SängerInnen. Momentan pausiert die Probenarbeit; ab August wird in Tabor wieder anspruchsvolle Gregorianik zu erleben sein.

Nina Sandmeier und Volker Michel

Meditation in der Tabor-Gemeinde

Seit ca. sechs Jahren gibt es in der Tabor-Gemeinde eine Meditationsgruppe, die von mir geleitet wird. Damals war ich noch Leiter im Haus der Stille. Aber auch in der Martha-Gemeinde hatte ich schon einen regelmäßigen Meditationsabend angeboten. So ergab es sich, dass auch in der Tabor-Gemeinde Interesse für die Meditation entstand. Nach einem Einführungskurs bildete sich ein kleiner Kreis, der sich jeden Donnerstagabend im Taborium zur Meditation traf. Durch weitere Einführungen entstand daraus ein Interessentenkreis von ca. 20-30 Teilnehmern, von denen ca. 8-10 zur Meditation kamen.

Zen-Meditation – Stille und Achtsamkeit

Die Meditation, die wir in der Tabor-Gemeinde üben, orientiert sich an der Zen-Meditation. Allerdings verzichten wir weitgehend auf das traditionelle Ritual, wie es im Zen-Buddhismus üblich ist.

Die Grundlage der Zen-Meditation ist Stille und Achtsamkeit. In der Stille und Achtsamkeit geben wir unserem Geist die Möglichkeit, sich zu klären. Die Unruhe kann sich legen und wir werden mehr und mehr fähig, mit unserer Achtsamkeit gerade in diesem gegenwärtigen Augenblick wach und präsent zu verweilen.

Meditation als Selbsterfahrung

Wenn solche Achtsamkeit und Gelassenheit eintritt, erhalten wir die Möglichkeit all das, was in uns an Gedanken, Emotionen, Erinnerungen, Absichten etc. auftaucht, wahrzunehmen. Wir schwimmen nicht mehr einfach nur mit im Strom unserer inneren geistigen Aktivitäten, sondern können anfangen, diesen Strom zu betrachten. Dadurch beginnt ein wichtiger Erkenntnisprozess, in dem wir uns über die sonst meistens unbewusst ablaufenden Prozesse in uns bewusst werden. Idealbilder, die wir uns von uns selbst gemacht haben, können in solch einem Prozess durchaus ins Wanken kommen. Wir fangen an uns realistisch zu sehen und können schließlich erkennen, dass uns nichts Menschliches fremd ist.

Die Meditation kann uns also dabei helfen, dass wir uns sehen können wie wir sind, dass wir uns befreien aus Idealisierungen, aus Verdrängungen und aus Illusionen. Dies hat eine unmittelbare Auswirkung darauf, wie wir andere Menschen sehen. Umso weiter unsere Einsicht in uns selbst fortgeschritten ist, umso weniger werden wir dem Zwang erliegen, unsere abgespaltenen Schattenseiten im Außen am Anderen zu bekämpfen. Umso mehr wir uns selbst so nehmen können wie wir sind, umso mehr werden wir auch den anderen annehmen können wie er ist. Insofern ist der Prozess, auf den wir uns in der Meditation einlassen, wesentlich geprägt von liebevoller Selbstannahme, die uns zu einem vertieften Mitgefühl gegenüber anderen befähigt.

Ein weiterer Aspekt ist, dass wir durch die Meditation zu dem unmittelbar ablaufenden Prozess der gesamten inneren Aktivitäten einen Abstand erreichen. Wir sind mit dem inneren Prozess der Emotionen, der Bewertungen, der Vorstellungen und Impulse nicht mehr identifiziert. Sie werden uns zu einem Gegenüber. Es sind Zustände, die kommen und gehen. Wenn ich mich so selbst lassen kann, dann bin ich nicht mehr gezwungen aus meiner Identifikation heraus unmittelbar zu handeln. Meine Wut z. B., die ich mir anschau, muss ich nicht in Handlung umsetzen. Ich kann solange abwarten, bis sich die Energie der Wut verwandelt. Ich kann warten, dass meine Energie, die jetzt in diesem Augenblick Wut ist, diese Färbung verliert und in einen Zustand der energetischen Offenheit übergeht. Durch diesen Prozess gewinne ich Freiheit. Und dazu steht mir jetzt die Energie, die vorher emotional gebunden war und die ich sonst vielleicht unterdrückt hätte, frei zur Verfügung. Ich kann in Kontakt bleiben mit dem kreativen Fluss der Lebensenergie, anstatt ihn entweder durch Verdrängung abzuschneiden oder durch unmittelbares Handeln destruktiv gegen mich oder andere zu richten.

Meditation als Praxis der Mystik

Dies alles sind Prozesse, die sich sozusagen im Bereich des psychisch-emotionalen ereignen. In der Zen-Meditation geht es aber um mehr. Es geht darüber hinaus vor allem darum, einen Einblick darin zu gewinnen, wer ich noch darüber hinaus bin. Wer ist es, in dem sich solche Prozesse ereignen? Wem kommen in der Meditation die Gedanken, die Gefühle, die Vorstellungen? Wenn ich sage: „Das bin ich“, weiß ich dann wirklich, was ich damit meine? Kenne ich „Ich“ wirklich? Das Paradoxe ist, dass wir diesem „Ich“ nie wirklich begegnen können. Wenn ich mich erkennend auf dieses „Ich“, das ich bin, ausrichte, dann mache ich mich zu einem Gegenstand meiner Erkenntnis und mache mich damit zu einem Objekt. Das bin ich aber nicht, sondern ich bin ja unaufgebbare die Offenheit, die Bewusstheit oder der Geist, in dem all diese Vorstellungen, Überlegungen und Prozesse stattfinden, also das Subjekt

und eben kein Gegenstand. Um mich selbst in diesem Aspekt der Offenheit, der Bewusstheit oder auch Geistigkeit zu erkennen, muss ich aufhören mich selbst zu einem mir selbst gegenüberstehenden Gegenstand zu machen.

Das bedeutet, ich muss mich selbst völlig vergessen, um mich in meiner Tiefe zu verstehen. Hier betreten wir den eigentlichen Bereich der Erfahrung und der Erkenntnis, zu dem uns die Meditation führen möchte. Wir können diesen mystischen Aspekt der Meditation nennen. Denn das Überraschende an der Erfahrung des sich selbst völlig Vergessens (das allerdings vollwach ist) ist, dass wir in ihr erkennen können, dass wir nicht einfach nur wir selbst sind, sondern eine wunderbare Wirklichkeit, die der Grund aller Dinge ist. In gewisser Weise erkennen wir, dass wir nicht wir selbst sind, sondern das ganze Universum umfassen. Und wir erkennen natürlich dann auch wieder, dass das ganze Universum sich als genau der, der ich bin, zum Ausdruck bringt.

Alle Unruhe des Herzens, alle Zweifel und alle Fragen werden plötzlich gestillt und beantwortet. Eine Antwort allerdings, die jeder für sich selbst finden muss, sie lässt sich nicht in Worte fassen und vermitteln. Wie sollte mir jemand anders sagen, wer ich bin. Ich kann es nur selbst entdecken. Wenn ich Durst habe, dann würde es mir ja auch nicht reichen, wenn mir jemand berichtet, dass er Wasser getrunken habe und wie es geschmeckt hätte usw. Ich muss selbst das Wasser trinken, um es zu schmecken und meinen Durst zu löschen. Um im Bild zu bleiben: Die Meditation möchte uns dabei helfen, dieses Wasser des Lebens und der Erkenntnis selbst zu trinken. Sie möchte uns zu einer frischen Quelle werden, durch die unser Durst wirklich gestillt wird.

Christlich-theologisch gesprochen ist das Ziel der Meditation, dass Christus in uns Gestalt annimmt. Im Prozess der Meditation aufersteht er in unser Leben hinein und macht uns damit zu Menschen, die um ihren doppelten Ursprung wissen: dass sie einerseits Kinder ihrer Eltern und der Erde sind, so wie sie andererseits Kinder Gottes, also göttlichen Ursprungs sind.

Meditations-Praxis in der Tabor-Gemeinde

Zur Zeit trifft sich die Meditationsgruppe regelmäßig jeden Dienstag von 19 bis 21 Uhr. Meistens sind es 10 bis 14 Teilnehmer. Der Anteil von Männern und Frauen ist recht gleichmäßig, mit einem leicht höheren Frauenanteil. Die meisten Teilnehmer kommen aus der umliegenden Gegend (Kreuzberg, Neukölln, Friedrichshain, Treptow). Manche nehmen aber auch einen längeren Weg in Kauf (z. B. Weißensee oder Reinickendorf).

Wir sitzen drei Mal für 25 Minuten in der Stille. Zwischen den Meditationseinheiten üben wir achtsames Gehen. Zwischen der zweiten und dritten Sitzzeit gibt es einen Vortrag, der verschiedene Aspekte der Meditation bzw. der Spiritualität in den Blick nimmt. Anschließend gibt es die Gelegenheit bei einer Tasse Tee noch zusammen zu bleiben.

Einmal im Monat findet an einem Sonabend ein Meditationstag statt. Dann treffen wir uns von 9 bis 16 Uhr. Diese Zeit bleiben wir im Schweigen. Vormittags haben wir drei Meditationszeiten von je 25 Minuten. Danach ist eine kurze Pause, an die sich ein Vortrag anschließt.

Bis zum Mittagessen sitzen wir dann noch ein- oder zweimal. Zum Mittagessen bringt jeder etwas mit, das dann geteilt wird. Nach dem Mittagessen machen wir einen stillen Spaziergang über den Görlitzer Park. Am Nachmittag haben wir dann noch drei gemeinsame Meditationszeiten.



Raum für Meditation und Therapie im 1. OG des-Tabor-Wohn- und Gemeindehauses

Für die Zukunft ist in Tabor geplant, eine Vortragsreihe anzubieten. Ca. einmal im Monat sollen an einem Abend vor allem Themen aus dem Bereich der Meditation, des interreligiösen Dialogs und der Spiritualität zur Sprache kommen. Diese Reihe soll die Thematischen Abende fortsetzen, die Helga und Thomas Ulrich in der Ev. Philipp-Melanchthon-Gemeinde in Neukölln über viele Jahre veranstaltet haben und die in diesem Jahr (leider) beendet werden soll.

Stefan Matthias

Chronologie der letzten 35 Jahre der Taborgemeinde

Jahr

- 1969 Wegen Streitereien besteht kein Gemeindegemeinderat, sondern ein Bevollmächtigtenausschuss; Versetzung der Pfarrer
- 1970 Pfr. Tags Ordination und Amtsantritt; ein neues Mitarbeiterteam beginnt in der Gemeinde;
- 1970 Planungsklausur in Büsum, erster Gemeindebasar, Beginn des Seniorenclubs
- 1970 Aus den bisherigen fünf Seniorenkreisen werden drei: Hannahbund, Männerkreis, Frauenhilfe
- 1971 Wahl des neuen Gemeindegemeinderates - Arbeitsübergabe des Bevollmächtigtenausschusses an GKR
- 1971 Erste Ausgabe des umgestalteten Taborboten
- 1972 Der Plan, den Dachraum des Gemeindehauses für Jugendarbeit auszubauen, wird fallengelassen; dafür nun:
- 1972 Konfirmanden- und Jugendarbeit in der 3. Etage;
- 1972 Pfr. Wehrmann stellt sich vor (bis 1979 Gemeindepfarrer)
- 1972 Erklärung des Kreiskirchenrates Kreuzberg zur Situation in Kreuzberg "Ein Slum wird hergestellt"
- 1973 Die Bußtagskollekte wird dem Antirassismusprogramm des Weltkirchenrates (Angola) zugeführt
- 1973 Beginn des Miniclubs; Neuanfang der Kindergruppenarbeit für Kleinere und Größere;
- 1973 Dem GKR wird vorgeschlagen, entweder die Kirche z. T. in kleinere Räume für Kinder umzubauen oder ein Gelände an der alten Tankstelle Schlesische Str. für Kindergruppenarbeit aufzukaufen; beides lässt sich nicht verwirklichen.
- 1973 Ein neuer Schularbeitszirkel wird aufgemacht
- 1974 KKR-Visitation der Kreuzberger Gemeinden "Stadtveränderung und Gemeindeplanung"
- 1976 Gemeinsame Arbeitswoche der Gemeinden Martha, Ölberg, Tabor (Information, ggs. Hilfe, Schwerpunkte)
- 1977 Überlegungen und Planungen zu Neubau und Vergrößerung der Tabor-Kita; Der Kitaentwicklungsplan empfiehlt, die Kita Cuvrystr. 39 wegen fehlender Nebenräume und der ungünstigen Räume bis 1981 aufzugeben (bzw. Ersatz durch Neubau)
- 1980 3300 Gemeindeglieder in Tabor
- 1981 bis 1984: Pfarrer Erich Huber Gemeindepfarrer in Tabor und Ausländerpfarrer in Kreuzberg
- 1981 Patenschaft fürs besetzte Kerngehäuse, Cuvrystr. 20, Bußtagsgottesdienst im besetzten Haus
- 1982 aktive Mitarbeit für eine Legalisierung der acht besetzten Häuser im Gemeindeumfeld
- 1982 Sanierung des Kirchturmes und der Vorderfassade wurde abgeschlossen. Die Taborkita wird 100 Jahre alt.
- 1983 Tabor wird von der Ausländerbeauftragten des Berliner Senates für gelungene Partnerschaft zwischen Deutschen und Ausländern ausgezeichnet.
- 1985 Einführung Pfr. Gahlbeck
- 1985 Die Tradition von Gemeindefahrten wird durch Kinder-, Jugend- und Konfirmandenfahrten verstärkt
- 1986 1986-1988 Dachgeschossausbau des Gemeindehauses und eines Teils der Kirche durch eine Selbsthilfegruppe
- 1987 bis 1991 wird an jedem 5. Sonntag im Monat ein sog. Werkstattgottesdienst gefeiert
- 1987 Berlin wird helle: Tabor beteiligt sich an einer berlinweiten Kampagne gegen zu hohe Mieten
- 1987 Das Ökumenische Glaubensbekenntnis wird im Gottesdienst eingeführt.
- 1988 Eröffnung der neuen Taborkita, Cuvrystr. 36, mit 98 Plätzen von Krippe bis Hort.
- 1988 Die Versetzung des kath. Nachbarpfarrers durch den Bischof beendet für lange Zeit die bis dahin gute Zusammenarbeit mit der Katholischen Gemeinde
- 1988 Besetzung der Kirche durch Flüchtlinge aus Libanon und Bangladesh und Flüchtlingsgruppen; GKR heißt die Besetzer willkommen.
- 1989 Die Gemeinde bestreitet 92,5% ihrer Ausgaben aus Kirchensteuern
- 1989 Mit Eröffnungsgottesdienst, Nachtcafé, Feierabendmahl und anderen Aktivitäten ist der Kirchentag in Tabor ein großer Erfolg
- 1990 Begrünung von drei Hinterhöfen der Taborstr. 17 durch verschiedene Projekte
- 1990 GKR gibt eine Erklärung gegen den Golfkrieg ab
- 1992 Gründung des gemeindenahen Kinder- und Schülerladens 'Kitt-Kindertreff Tabor e.V.', nachdem die vorher geplante Unterbringung des Kinder-/Schülerladens 'Kinder- aus Kreuzberg e.V.' im Gemeindehaus scheitert
- 1992 Einbau der Winterkirche, Taborium genannt, in die Taborkirche
- 1993 Einbau zweier Solaranlagen auf dem Dach der Kirche
- 1993 Eröffnung des Obdach-Nachtcafés, einer niederschweligen Einrichtung zum Übernachten von Obdachlosen
- 1995 Predigtreihe zu Umwelt- und Klimafragen
- 1995 Einbau einer neuen Kirchenheizung statt der alten Dampfheizung
- 1995 Auf Bitten des Ökumenischen Rates in Genf richtet Tabor ein Ökumenisches Büro für Umwelt- und Klimafragen
- 1995 in der Schönhauser Allee ein (anlässlich des Berliner Klimagipfels)
- 1997 Laura Ulrich wird Kirchenmusikerin in Tabor

- 1997 Das neue eigene Liederheft wird eingeführt
- 1998 Laura Ulrich gründet den Tabor-Chor
- 1998 Ein neuer Flyer über Tabor wird veröffentlicht, Vorruhestand von Pfr. Tag
- 1998 Tabor hat 1750 Gemeindeglieder
- 1998 Abtrennung des rechten Seitenschiffes durch eine Glaswand; dahinter: Pfarrbüro und Küsterei
- 1999 Januar: Einführung von Pfarrer Stefan Matthias
- 1999 Weihnachtsfeiern mit allen Haupt- und Ehrenamtlichen
- 1999 ab 99 wird allen Gemeindegliedern ab 18 Jahren brieflich oder telefonisch zum Geburtstag gratuliert
- 1999 ab 99: Hungertuchgottesdienste in Tabor; ebenfalls ab 99: regelmäßige Putzaktionen durch Ehrenamtliche
- 2000 Seit März 2000 beteiligt sich Tabor am Weltgebetstag (der Frauen); regelmäßige themenbezogene Gemeindeabende
- 2000 Die Gemeinde bestreitet nur noch 35% ihrer Ausgaben aus Kirchensteuern
- 2000 Zwei neue Solaranlagen auf dem Dach der Taborkita; Öko-Straßenfest der Gemeinde mit vielen Partnern
- 2000 Sonderausgabe des Taborboten "Schöpfungsfreundlich leben"
- 2000 Ehrenpreis vom „Ökumenischen Umweltpreis 2000“ für das „Interkulturelle Solarpreisausschreiben“
- 2001 Predigtreihe zum Apostolischen Glaubensbekenntnis
- 2003 Zum Ökumenischen Kirchentag gibt es viele Aktivitäten in Tabor; ca. 300 Gäste im Gemeindegebiet
- 2003 Frauengottesdienst mit Tanz
- 2004 Verabschiedung der langjährigen Kitaleiterin Gabi Klobedanz; neue Kitaleitung Kathrin Gebhard
- 2005 Mit verschiedenen Aktivitäten wird das 100-jährige Gemeindejubiläum gefeiert



Die Wrangelstraße Richtung Westen gesehen: links die katholische Kirche St. Marien-Liebfrauen, rechts die Kuppel des Berliner Domes, am Rand der Fernsehturm

Die Taborgemeinde in 25 Jahren - Ein spekulativer Ausblick

1. Unser Kiez, der sog. Wrangelkiez

Trotz der Ballung sozialer Probleme bleibt der Kiez auch langfristig Anziehungspunkt für viele Jüngere. Einiges verbessert sich ein wenig - vieles bleibt gleich - die schwierige Schulsituation zwingt weiterhin zum Ausweichen in Nachbarbezirke - nur ein neuer Aufbruch würde etwas bewegen. Nur: Was ist unsere Vision?

- Der Kiez behält ein junges Gesicht trotz der Alterung der Gesellschaft.
- Es gibt weiterhin eine relativ hohe Fluktuation
- Der Anteil von Menschen nicht-deutscher Herkunftssprache und -kultur hat noch einmal etwas zugenommen

2. Tabor kann auch in 25 Jahren noch eine Gemeinde sein, oder?

Tabor steht innerhalb der nächsten 5-15 Jahre vor der Entscheidung, entweder eine eigene Gemeinde zu bleiben oder mit anderen zu fusionieren.

a. Eine eigenständige Gemeinde zu bleiben hat folgende Voraussetzungen:

- Der Schrumpfungprozess muss abgebremst werden, aber wie? Die Zusammensetzung der Gemeinde wandelt sich. Dazu gehört dann auch, dass - wie jetzt schon - immer mehr Umgemeindete zur Gemeinde gehören, in 25 Jahren: ein Drittel aller Gemeindeglieder.
- Profil und Angebot muss interessant und hilfreich sein.
- stabile aktive freiwillige Mitarbeit und zugleich: Offene Strukturen, die angesichts der Fluktuation eines Teiles der Bevölkerung ein leichtes Einsteigen ermöglichen.
- ein weiteres stabiles ökonomisches Standbein wird entwickelt: in den nächsten 2-3 Jahren wird damit angefangen.

b. Eine Fusion mit Nachbargemeinden hat folgende Voraussetzungen und Folgen:

- Nötig ist eine flexible Haltung der Mitarbeitenden.
- Sparen: Reduzierung der Arbeit bzw. der Standorte vor Ort.
- alle nehmen sich eine neue Aufgabe vor.

Es ist jedoch auch keine Dauerlösung, sich lediglich auf den historischen Grundstücksreichtum einer Gemeinde zu stützen. Auch in diesem Fall ist es mit einer gewissen Zeitverzögerung nötig, neue Finanzquellen zu erschließen.

3. Ob alleine oder fusioniert:

Ev. Kirche in der Region SO 36 wird nur interessant sein, wenn es gibt:

- Nähe und Zuwendung zu den Leuten und teilweise intensive individuelle Einzelbegleitung
- Offenheit für Neue und Neues
- thematische und soziale Projekte
- mehr Synkretismus (=Religionsmischmasch) und doch ein eigenes Profil.
- Zugleich muss der Prozess der immer weiteren auch rechtlichen Verregelung der Kirche umgekehrt werden

4. Ein neues ökonomisches Standbein

Im Jahr 2005 hat die Taborgemeinde mit ihren 1520 Gemeindegliedern (ohne Kita, die ja überwiegend öffentlich und durch Elternbeiträge finanziert ist) Einnahmen in Höhe von ca. 211.000.- Euro, die sich so zusammensetzen:

- 36 % (75.000.-) Kirchensteuer,
- 34,5 % (73.000.-) Mieten/Betriebskosten/Heizung ,
- 9% (19.000.-) Teilnehmerbeiträge für Reisen,
- 6,5 % (14.000.-) Spenden/Regiekosten,
- 7 % (15.000.-) öffentliche Mittel,
- 7 % (15.000.-) Zinsen.

Diese Einnahmen werden für das Taborgebäudeensemble ausgegeben, für die Stellen der Hauptamtlichen, für die Sachkosten der Gemeindegliederarbeit und für Gemeindefahrten. Im Wesentlichen lässt sich hier nichts mehr sparen; die gemeinsame Einschätzung heißt: Weitere Stellenanteile können nicht mehr eingespart werden. Wird die Gemeindegliederarbeit im Umfang nicht reduziert, muss der jeweilige Stellenumfang (1 Pfarrstelle, 1/2 Stelle Küsterei/Öffentlichkeitsarbeit, 3/4 Stelle Reinigung/Hauswart, C-Stelle Kirchenmusik, geringe Honorarmittel) gehalten werden und eigentlich (Kirchenmusik) sogar noch etwas ausgeweitet werden.

Des weiteren schätzen wir: Die Kirchensteuer wird weiter abnehmen, vielleicht gibt es sie in 25 Jahren nicht mehr. Insoweit ist sie eine Anzahlung auf die Zukunft. Wie lassen sich langfristig die derzeitigen jährlichen Kirchensteuereinnahmen ersetzen? Geht man davon aus, dass bei einer Anpassung der Mieten im Gebäudeensemble auf ein normales Durchschnittsniveau sich noch etwa 8.000.- Euro zusätzlich erzielen lassen, fehlen immer noch 67.000.- Euro pro Jahr.

Möglich wäre der Aufbau einer kleinen Taborstiftung, in die, solange noch Kirchensteuern gezahlt werden, die im folgenden genannten neuen Einnahmen eingezahlt werden. Ziel: Ausstattung: 250.000.- Euro, was zu etwa 10.000.- Euro Zinsen pro Jahr führen würde. Wenn dann nicht mehr neu eingezahlt werden kann, müssten etwa 180 Gemeindeglieder auf Dauer bereit und in der Lage sein, durch Spenden/Kirchgeld o. ä. die Gemeinde mit monatlich 4.500.- Euro zu unterstützen. Auf den Einzelnen umgerechnet sind das 26.- Euro/Monat, auch wenn hier eine soziale Staffelung unterschiedliche Beträge ergeben sollte.

Dieser Vorschlag ist zugleich ein Relevanztest für die eigene Arbeit: Ist den Gemeindegliedern ihre Gemeinde so viel wert, dass sie (langfristig: nach Ende der Kirchensteuer und vorher schon als Beitrag zur Zukunftsgestaltung) die jährlich anfallenden Kosten zwischen einem Drittel und einem Viertel aufbringen würden?

Die kommenden 3-4 Jahre können einen Test darstellen, ob ein derartiges Ziel völlig unrealistisch ist. Es müsste doch gelingen, als 1. Schritt innerhalb dieses Zeitraumes bereits mindestens 60 - 80 Personen zu finden, oder?

4. Kita und Kitt

Auf Dauer müssen diese beiden Bildungseinrichtungen für Kinder unter ein Dach gestellt werden: Warum nicht eine evangelische Kita mit multikulturellem Zusatzschwerpunkt? Angesichts der Herausforderungen aus dem Kiez und den Herausforderungen für Kirche braucht es auch hier einen neuen Aufbruch.

Wie behaupten wir uns in der Konkurrenz mit anderen? Wie und wodurch sind und bleiben wir interessant???

Dadurch, dass:

- ...wir z.B. etwas ganz Besonderes machen
- ...wir modellhaft Sprachförderung anbieten
- ...wir etwas zum Thema Religion einbringen können
- ...besonders eng mit Eltern zusammenarbeiten
- ...wir mit unserem Konzept offener Arbeit bedarfsorientiert arbeiten und voll auf der Höhe der Zeit sind.

5. Nötig ist eine neue Aufmerksamkeit und Zuwendung zu Jugendlichen.

Ich sehe das zurzeit als das schwierigste Thema. Die Verabredung zwischen Gemeinden, nur an einzelnen Stellen noch Jugendarbeit anzubieten, führt dazu, dass wir als Kirche insgesamt immer mehr den Kontakt zu Jugendlichen verlieren. Nach derzeitigen Stand wird es allerdings bei uns neben Reisen als neue Aufmerksamkeit und Zuwendung nur einzelne begrenzte Projekte geben. Das ist eigentlich nicht genug.

6. Was kann man tun, wie können wir uns auf die Veränderungen einstellen?

Abwarten, oder?

An mindestens fünf Dingen ließe sich gezielt arbeiten:

- a. wir nehmen uns pro Jahr jeweils ein neues eigenes inhaltliches Projekt vor.
- b. wir treiben die Diskussion zu den bewegenden sozialen, ethischen und ökologischen Fragen auch bei uns weiter.
- c. wir entwickeln ein eigenes ökonomisches Standbein (Förderverein, Taborstiftung, Übernahme eines Projektes/Hauses) - Ziel: Pro Jahr jeweils neue Einnahmen in Höhe von 1.200.- bis 1.600.- Euro mehr, so dass nach 6 Jahren ein Mehrbetrag von 8.000.- Euro erreicht ist.
- d. wir legen einen besonderen Akzent auf unsere Öffentlichkeitsarbeit und die verstärkte Kommunikation mit der Gemeinde: mehr Rechenschaft über das, was wir tun; zweimal im Jahr wenden wir uns an alle usw.
- e. für unsere Kindereinrichtungen versuchen wir einen eigenen Bereich zu entwickeln, der nicht von den Senatsmitteln abhängig ist.

E. Gahlbeck

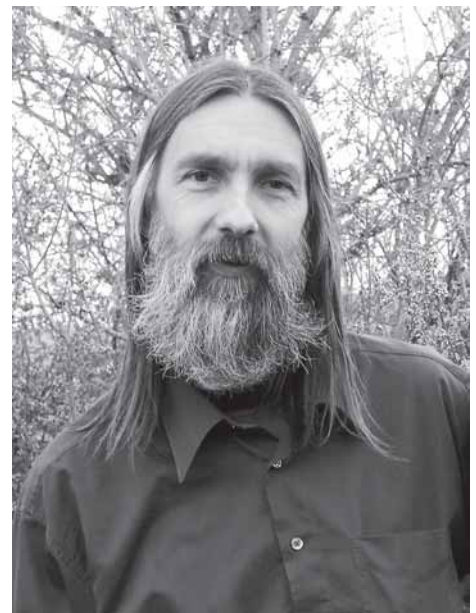
Gedanken zur Zukunft des Protestantismus in Deutschland

Quo vadis? – Wohin gehst du...

In welche Zukunft geht die Evangelische Kirche in Deutschland? Wie werden sich Evangelische Gemeinden in Berlin entwickeln? Wie sieht der Glaube der Menschen aus, die sich in 20, 30 oder 50 Jahren in Berlin-Kreuzberg in einer evangelischen Gemeinde treffen?

Wir wissen es nicht, aber wir können vielleicht aufgrund von Tendenzen Befürchtungen und Hoffnungen artikulieren.

Der Trend des Rückgangs, in dem sich die Evangelische Kirche in Deutschland befindet, ist noch nicht am Ende. Evangelische Kirche wird kleiner was ihre Mitglieder und ihre Finanzen angeht. Kirche wird auch kleiner was ihre Stellung in der Öffentlichkeit angeht. Man kann und muss versuchen dagegen zu steuern. Aber die letzten Jahrzehnte haben es gezeigt: auch eine noch so gute Gemeindegarbeit konnte den Rückgang nicht stoppen. Wir befinden uns als Kirche in einem größeren Prozess der Säkularisation und der Individuation, der die Industrienationen erfasst hat. Noch zehren wir im Westteil von denen, die noch in der Kirche sind, eher zufällig, weil wir einmal eine Volkskirche waren (in Berlin-Kreuzberg sind wir es jedenfalls schon länger nicht mehr und z. B. in Friedrichshain noch weniger). Aber



Pfarrer Stefan Matthias

auch die Kirchenfernen, die noch in der Kirche sind, werden weniger werden. Die Talsohle ist wohl noch nicht erreicht. Auch wenn derzeit die Gemeindegliederzahlen recht stabil sind, so nehmen die Finanzen drastisch weiter ab. Ob wir auf dem Niveau, auf das wir zugehen, dann mit den vorhandenen und den noch zu erschließenden Ressourcen (z. B. Vermietungen, Kirchgeld, Spenden, Stiftungen) noch die historischen Kirchen erhalten können, wie es mit dem Generalsuperintendenten viele wünschen, wird sich zeigen. Nicht jedoch darf eine Situation eintreten, in denen die Ressourcen, die Gemeinden haben, zu einem zu großen Teil in den Erhalt der historischen Gebäude gehen. Evangelische Kirche würde dann zu einer Denkmalschutzbehörde werden, was sicher nicht ihr primärer Auftrag ist.

Die geistliche Situation

Meinen Blick möchte ich aber nicht primär auf den strukturellen Prozess lenken, in dem sich die Evangelische Kirche derzeit befindet, sondern auf die geistliche Situation.

Gekennzeichnet ist die geistliche Situation in der Evangelische Kirche in Deutschland einerseits durch den fortschreitenden Traditionsverlust innerhalb und außerhalb der Kirche. Glaubensinhalte und Glaubensformen gehen mehr und mehr verloren.

Zum anderen steht der Protestantismus nach wie vor in der Gefahr der Intellektualisierung und Ethisierung des Glaubens. Hier liegen Stärken des Protestantismus aber auch seine Schwächen, wenn er sich darauf zu sehr reduziert. Dies wird ja oft am Glaubensleben der Gemeinden kritisiert, dass es zu wenig lebendige Spiritualität gibt und dass die spirituelle Kompetenz fehlt. Dass der Gottesdienst zu trocken, zu verstandesmäßig ist. Zu oft ist er zu einseitig in seiner Aussage vor allem sozialpolitisch und ethisch ausgerichtet oder aber er orientiert sich zu sehr an traditionellen Inhalten und Sprachformen. Generell kann man wohl sagen: der Gottesdienst im Protestantismus ist zu sehr auf das Verstehen und das Vermitteln von Inhalten ausgerichtet, zu sehr ist er auf ethisch-moralische Orientierung und gesellschaftliche Verantwortung hin eingeführt. Zu wenig jedoch ist der protestantische Gottesdienst Vergewärtigung des Mysteriums, also Einführung (Initiation) in die mystische Gegenwart Gottes. Zudem treten insgesamt Gebet, Gebetsleben und persönliche Frömmigkeit in den Hintergrund oder sind schon kaum oder nicht mehr vorhanden.

Ein weiteres ernstes Problem für den Protestantismus ist, dass das zugrunde liegende Glaubensparadigma, nämlich die Rechtfertigung des Sünders ohne des Gesetzes Werke, heutzutage kaum noch kommunizierbar ist, jedenfalls nicht in der traditionellen Form. Ähnliches gilt für die Interpretation des Kreuzestodes Jesu. Auch das Kreuzesverständnis, das den Tod Jesu als Sühnopfer versteht (durch unsere Schuld gestorben am Kreuz zur Vergebung der Sünden), ist für den Großteil der Menschen heutzutage nicht mehr zugänglich. Umfragen belegen, dass selbst innerhalb der Kerngemeinde und unter den Geistlichen diese Form des Glaubens rapide an Bedeutung verliert. Damit

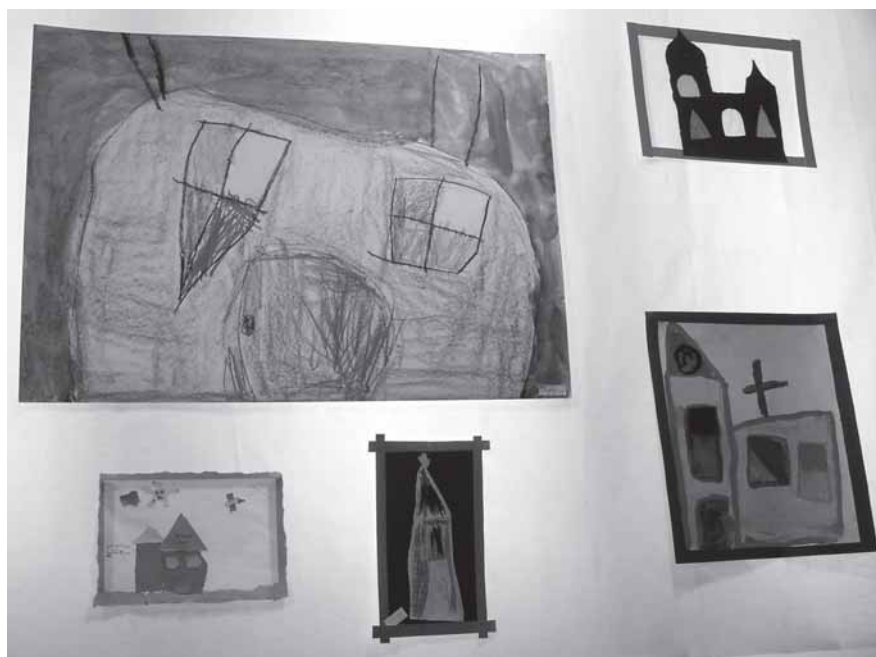
geht aber dem Protestantismus wenigstens in weiten Teilen seiner Mitglieder das verbindende und grundlegende Glaubensparadigma verloren. Zurück bleibt eine Leerstelle. Bisher jedenfalls zeigt sich nicht, wie eine aufgeklärte protestantische Frömmigkeit aussehen könnte, die sich nicht auf den Opfertodgedanken und die klassische Form der Rechtfertigungslehre stützt, und die sich als neue verbindende Glaubensform des Protestantismus erweisen könnte.

Dazu kommt, dass der Protestantismus sich in einer gesellschaftlichen Situation befindet, die durch zunehmenden Pluralismus und Multireligiosität gekennzeichnet ist. Die soziale Situation von Arbeitslosigkeit und drohender Armut, die sogar die Mittelschicht bedroht, schafft dazu ein allgemeines Klima der Verunsicherung. Zukunftsängste und Orientierungsverlust in einer immer komplexer werdenden Gesellschaft mit immer schnelleren Prozessen greifen um sich.

Zwei Gefährdungen

Schaut man in die USA, in die Schwellenländer und die dritte Welt, dann kann man dort sehen, welche Entwicklungen die Antwort auf diese Situation sind. Es ist die Fundamentalisierung und die Emotionalisierung des Protestantismus. Gerade in den USA spielen fundamentalistische Kirchen eine immer größerer Rolle. Hier geht man sozusagen zurück bis hinter die Aufklärung. Ein Weg, der für den Protestantismus nicht wirklich gangbar ist, denn es war und ist seine geschichtliche Stärke, dass er sich der Aufklärung gestellt hat und sich schließlich selbst als Teil des Projektes der Aufklärung verstanden hat und versteht. Das Gegeneinander von Glaube und Vernunft ist für den Protestantismus keine Option mehr. Spielt er beides gegeneinander aus, fängt er an sich zu zerstören.

Die Emotionalisierung des Glaubens finden wir vor allem in den charismatischen Kirchen (Pfingstkirchen). Sie sind die derzeit weltweit am stärksten wachsende Religionsform. In bildungsschwachen Ländern und Schichten schlägt ihre Stunde. Auch hier wird die Vernunft hintenangestellt. Was zählt ist allein das Feeling. Das „high“ werden durch Jesus geht auf Kosten des Verstehens. Glaube reduziert sich hier aufs Gefühl.



Bilder aus der Ausstellung „Kinder malen Gotteshäuser“ 2005

Verlust des mystischen Elements

Der Protestantismus befindet sich damit in einer schwierigen Situation. Fundamentalismus und einseitig emotional ausgerichtete Glaubens- und Gemeindeformen zerstören die Stärke und die historische Bedeutung des Protestantismus, nämlich eine Form des christlichen Glaubens zu sein, die nicht verlangt, dass die Vernunft geopfert werden muss. Zum andern entschwindet ihm in einer multireligiösen und multikulturellen Konkurrenzsituation die eigene Glaubensbasis (traditionelle Rechtfertigungs-, Kreuzes- und Sühneopfertheologie), da diese rapide an Akzeptanz verliert. Die Versuchung, die eigene Substanz durch Rückgriff auf die Tradition zu wahren, ist groß. Allerdings

würde dieser nicht der Herausforderung gerecht, die sich der Kirche derzeit stellt.

Ein Grund der derzeitigen Krise des Protestantismus ist unter anderem auch darin zu finden, dass er ein konstitutives Element von Religion nahezu völlig vergessen und missachtet hat, nämlich das mystische Element. Ist die Erfahrung des Mysteriums nicht lebendig, droht das ethische Element sich zur moralischen Anforderung zu reduzieren und das Element der Vernunft droht sich in abgehobener theologisch-philosophischer Reflexion zu verlieren. Beide - Ethik und Vernunft - müssen, um in einem Glaubensleben eine lebendige Funktion zu haben, in der Erfahrung des gegenwärtig Göttlichen gründen.

Die Schwierigkeit für den Protestantismus besteht darin, dass er das mystische Element im Zuge der Reformation zu stark als lediglich katholisch verstanden hat und es daher nicht ausreichend integriert hat (Abschaffung des Mönchs-

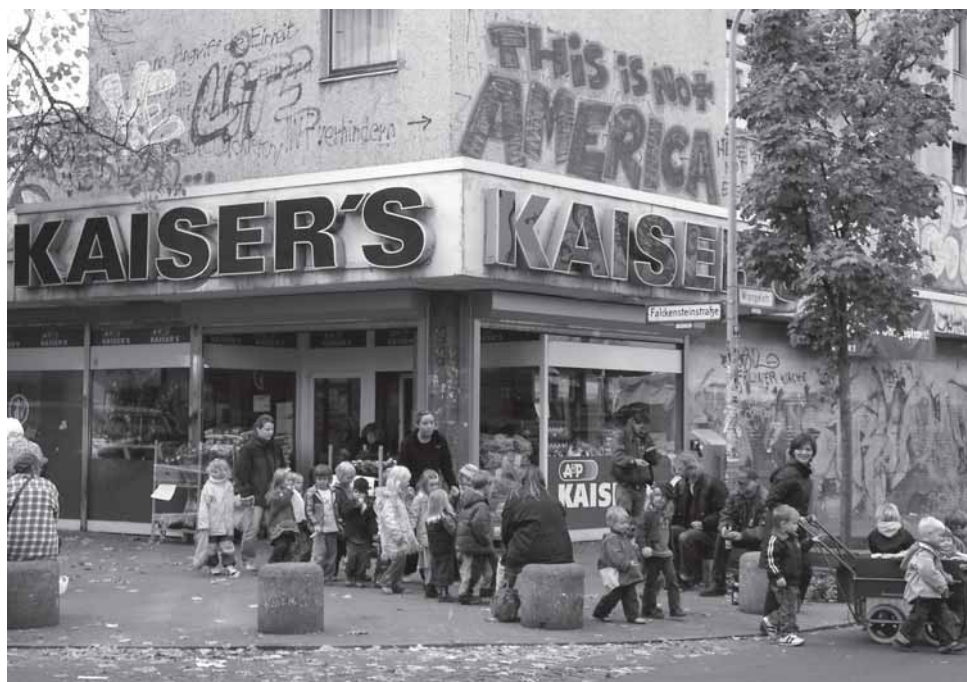
tums als Werkgerechtigkeit und Abwertung der Mystik als Schwärmerei). Bis heute wird in der evangelischen Kirche die Mystik im Allgemeinen als unevangelisches Element empfunden. Eine Erneuerung des evangelischen Glaubens aus der mystischen Erfahrung ist damit verstellt. Für den Protestantismus wäre dies allerdings eine dringende Aufgabe. Auf Dauer kann eine Religion nicht ohne Mystik, also Erfahrung des Göttlichen, überleben. Das im Protestantismus Verdrängte und Ausgegrenzte, das aber ein wesentliches Element jedes lebendigen Glaubens ist, muss er wieder integrieren.

Die Wiederkehr des Verdrängten

Das, was der Protestantismus verdrängt und ausgegrenzt hat, ist schon längst wiedergekehrt, allerdings allermeist außerhalb der Kirche. Nachdem man in den siebziger Jahren schon meinte den Tod der Religion verkünden zu können, sieht man heute, dass Religion ungeheuer lebendig ist. Man sieht dies vor allem an dem bunten Spektrum von Religion außerhalb der Evangelische Kirche und der institutionalisierten Religion. Dort gibt es einen breiten Markt der spirituellen Möglichkeiten, der von den Kirchen meist abschätzig beäugt wird. Man sollte aber vielleicht genauer hinschauen. Denn dies, was man dort beobachten kann, ist in gewisser Hinsicht (nicht in jeder sicherlich) ein Spiegel der eigenen Defizite. Das Defizit an religiöser Erfahrung in der Evangelische Kirche findet auf diesem außerkirchlichen Feld der Religiosität ein vielfältiges Angebot. Dass die Transzendenz (Gott, Buddha, Atman oder Brahman etc.) ganz immanent ist, also hier und jetzt in dir und in mir, und dass ich durch die Gegenwart dieser Transzendenz unendliche Würde habe und dass jedes Ding, ja die Welt und das Universum wesentlich göttlich ist, lässt sich dort offensichtlich viel ungezwungener und frischer kommunizieren, als dies in einer dogmatisch erstarrten Institution möglich ist. Der Mangel bzw. das Unvermögen einer Einbeziehung des Körpers in eine Evangelische Spiritualität findet hier eine Vielzahl an Angeboten: Von Sacred Dance bis zum Yoga, von Tai-Chi bis Qi Gong gibt es hier eine vielfältige Abhilfe des Mangels. Und das mangelnde Vermögen einer Einbeziehung der Psyche in eine Evangelische Spiritualität findet hier ebenfalls eine Vielzahl an Angeboten: von der humanistischen Psychologie und ihren therapeutischen Formen bis hin zur transpersonalen Psychologie, von der Analytischen Psychologie bis zur Initiatischen Therapie.

Multireligiöse Spiritualität

Meines Erachtens wäre es notwendig sich für all die therapeutischen und spirituellen Praktiken und Ansätze zu öffnen, die deutlich erkennbar Defiziten im Glaubensleben des Protestantismus korrespondieren. Wenn etwas hilfreich und nützlich ist, um uns als Menschen heiler zu machen, um uns freier werden zu lassen und um uns dabei zu helfen liebesfähiger und verständnisvoller zu werden, dann sollte uns kein Dogma hindern uns dies zu Hilfe zu nehmen auf dem Weg zu unserer eigenen Befreiung und Selbstwerdung. Den Auftrag Jesu zu heilen und zu befreien aus dämonischen Bindungen sollten wir ernster nehmen als Vorbehalte, die uns vielleicht unsere Institution, Tradition oder Gesellschaft nahe legt. Daher sehe ich es als Chance an, wenn wir als Christen Zen-Meditation praktizieren, wenn wir Initiatische Therapie erlernen und anwenden, wenn wir Yoga oder Tai-Chi üben. Und natürlich müssen wir dies nicht mit der Mentalität des spirituellen Touristen tun. Vielmehr lassen wir uns auf das uns Begegnende ein mit der Ernsthaftigkeit eines Reisenden, der sich bemüht, sich in eine andere Kultur oder andere religiöse oder spirituelle Tradition einzulassen, um durch eigenes Mitleben und Miterleben zu lernen. Wer als solcher Reisender zurück-



This is not America: Typische Straßenszene Falckensteinstr. Ecke Wrangelstr.

kommt hat vielleicht Wertvolles entdeckt im Fremden und wird möglicherweise nun das Fremde im eigenen wiederfinden und beleben können.

In einer multireligiösen und multikulturellen Situation wird die Spiritualität der Menschen auch multireligiös werden. Ob der Protestantismus dies für sich als Chance oder als Gefährdung ansieht, wird sich zeigen. Begreift er es als Chance - was ich mir wünschen würde - bedeutet dies natürlich, dass eine große Integrationsleistung zu bewältigen ist. In einer Zeit jedenfalls, in der Menschen kulturell und religiös immer enger zusammenleben, lassen sich mündige Menschen und Christen immer weniger vorschreiben, ob sie als Christ Yoga oder Zen praktizieren, oder ob sie am Rebirthing oder Qi Gong teilnehmen dürfen oder nicht. Sie werden es ausprobieren und tun und dies wird natürlich ihr Christsein und ihr Menschsein verändern - ich denke in einer heilsamen Weise. Hier werden heute schon Fakten geschaffen. Die Frage ist, ob die

Dogmatiker der Kirche diesen Christen und Menschen, die sozusagen auf der Grenze leben und deren Spiritualität multireligiös ist, ihre Mündigkeit absprechen oder sie ausgrenzen wollen oder ob sie nicht doch besser anfangen sollten, ihre Theologie und Dogmatik im Dialog mit den neuen Herausforderungen und der multireligiösen Situation neu zu orientieren. Und er hat in solch einer Neuorientierung ja einiges Gewichtige mit einzubringen, das keinesfalls zur Disposition stehen sollte: die Freiheit des Gewissens des Einzelnen, das



Bilder aus der Ausstellung „Kinder malen Gotteshäuser“ 2005

Priestertum aller Gläubigen, die Gleichheit der Menschen vor Gott und entsprechend die Ablehnung von hierarchischen Strukturen, die Anerkennung der Vernunft und der Wille zur Aufklärung und die Einsicht in das „ecclesia semper reformanda“, also das Wissen um alle Vorläufigkeit von menschlichen und eben auch kirchlichen Strukturen.

Noch einmal: Quo vadis?

Wohin entwickelt sich die Evangelische Kirche? Welchen Weg wird der Protestantismus in der Zukunft nehmen? Wünschen würde ich mir, dass er mutig und selbstbewusst sich der multireligiösen und multikulturellen Situation stellt, nämlich mit der Bereitschaft vom Anderen zu lernen, sich auf das, was für unser Menschsein heilsam und förderlich ist einlassend und öffnend. Bereit auch, sich in solcher Begegnung mit den eigenen Defiziten integrierend und annehmend auseinanderzusetzen.

Meinen Wünschen entsprechen meine Befürchtungen. Ich habe sie durchklingen lassen. Ich hoffe, wünsche und arbeite mit Leidenschaft daran mit, dass der Protestantismus es zu seinen vornehmsten Aufgaben zählt, den Menschen zu Mündigkeit, Selbstständigkeit und Kritikfähigkeit zu führen, bis hin zu einem selbst verantworteten: „Hier stehe ich und kann nicht anders.“ Auf die Evangelische Freiheit eines Glaubens, den jeder für sich selbst verantwortet, können wir nicht verzichten. Das Mystische Element jedenfalls ist in diesem Zusammenhang unverzichtbar, sonst wird die Freiheit zum Eigensinn.

Vielleicht wird in der Umbruchsituation in der wir leben vieles aus der eigenen Tradition und Geschichte Vertraute zu Ende gehen. Nicht alles, was wir ererbt haben, lässt sich bewahren. Wichtiges und Wesentliches bewahren können wir letztlich nur, indem wir das zu Bewahrende verwandeln und transformieren. Vertrauen möchte ich daher letztlich darauf, dass das Heilsame und Befreiende, das in Jesus Christus menschliche Wirklichkeit geworden ist, nicht verloren gehen kann und uns in keiner Krise abhanden kommen kann, weil es durch den Geist Gottes in die Herzen aller Menschen gepflanzt ist und - vielleicht in ganz anderer Form und Gestalt - auferstehen wird.

Stefan Matthias

Kirche heute – Thesen, Fragen und Wahrnehmungen

1. Was würde uns fehlen, wenn es Kirche, Gemeinde, christlichen Glauben und die dazu gehörigen Häuser nicht gäbe?

Einigen würde vielleicht überhaupt nichts fehlen, anderen dagegen ihr Halt im Leben. Ich behaupte: auf jeden Fall müssten humanistisch gesinnte Menschen, auch wenn sie wenig mit Religion zu tun haben wollen, sehen: Dem Humanismus ginge ein wichtiger Bündnispartner verloren. Ein Beispiel dafür: Die heftige Diskussion um die Verwertung des Menschen. Dürfen wir alles? Klonen? Forschung an Stammzellen? Mischwesen aus menschlichen und tierischen Zellen herstellen? Wie verhält sich die Würde des Einzelnen zur Willkür des Einzelnen? Welche gemeinsamen Werte, und damit auch: Hemmungen, gelten, ohne dass das sogleich als ein Rückschritt in die finsterste Unfreiheit anzusehen ist? Heinrich Böll urteilte einmal: "Selbst die allerschlechtesten christlichen Welt würde ich der besten rein weltlichen vorziehen, weil es in einer christlichen Welt Raum gibt für die, denen eine rein weltliche Welt nie Raum gab: Krüppel, Kranke, Alte, Schwache ...und mehr noch als Raum gibt für sie: Liebe für die, die der heidnischen wie der gottlosen Welt nutzlos erschienen und erscheinen." Was Böll hier vorbringt, hat seine Wurzeln in dem, was Jesus gesagt und gelebt hat.

2. Was ärgert uns an der Kirche?

Vieles! Manche denken: Verstaubt, sie hat zu viel Einfluss und immer noch zu viele Privilegien! Andere sehen sie als eine Institution, die ihre Freiheit beschneiden will. Dritte betonen, wie oft Kirche die eigenen Prinzipien verrät. Vieles an dieser Kritik lässt sich auf drei Wurzeln zurückführen:

Auf den Widerspruch zwischen erfahrener Kirche (äußere Erscheinung) und geglaubter Kirche (inneres Wesen). Geglaubt wird, sie ist etwas Besonderes, man will sozusagen eine heilige Kirche erfahren und erlebt ein oft eigenmächtiges menschliches Unternehmen, das in vielem nach menschlichen Grundsätzen und sogar Wirtschaftsprinzipien agiert. Aber dennoch: Es gibt auch die geglaubte Kirche in der erfahrenen! Und manchmal lässt sich auch zeichenhaft davon etwas erfahren. Eine andere Wurzel dafür ist, dass Kirche schon von Jesus her immer auch Institution ist. Das wird sicher viele zum Widerspruch reizen! Aber: Merkmale einer Institution dieser Art sind: Sie ist auf Wiederholung und geschichtliche Dauer angelegt, sie hat eine bestimmte Ordnung und bestimmte Prinzipien, einen auftragsgemäßen Anfang, Verkündigung, Auslegung, Praxis und besondere Zeichen, besondere Stellung von Taufe, Abendmahl, Vater-Unser, Weitergabe und Diakonie. Und eine dritte Wurzel: Es sind dieselben Personen, die in der Kirche und der Gesellschaft handeln! Wer nicht zur gespaltenen Persönlichkeit werden will, muss ein einheitliches glaubwürdiges Verhalten zeigen.

3. Die Kirche lebt in der Erwartung des Reiches Gottes. So gehört die Kirche einerseits mit unserer Erfahrungswelt zusammen und unterscheidet sich andererseits von ihr.

Das Ziel heißt: Mit dem Reich Gottes ist keine Kirche mehr nötig. Ein Grundzug des Verhältnisses von Kirche und Welt ist daher die Spannung zwischen Verborgenheit und zeichenhafter Gestaltwerdung. Die Kirche ist verborgen unter den Versuchen, sie zu beherrschen, ihr Zeugnis zu verfälschen und ihre Gemeinschaft zu zerstören.

4. In der Gesellschaft ist die Kirche bemerkbar mit:

- Bildungs- und Erziehungseinrichtungen
- vorbildhaften Versuchen, ihrer Regelungswut für innere Angelegenheiten und ihrer Langsamkeit für innere Reformen
- in ihrer Funktion als Mahnerin (z.B. mit ihrem Einspruch, Konsum und die Suche nach individuellem Glück seien alles)
- als Bewahrerin der Tradition und als Wächterin, gemachte Erfahrungen nicht zu verdrängen
- ihrem Menschenbild
- mit ihrer Auffassung von der Welt als Schöpfung und dem daraus folgenden Prinzip "schöpfungsfreundlich leben", nicht: „Nach uns die Sintflut!“
- ihrer Auffassung von Gemeinde/Gemeinschaft (gegen Vereinzelung und gegen das Ellenbogenprinzip)
- Angeboten zu Beratung und Seelsorge für Einzelne
- ihrem Angebot gemeinsamer gottesdienstlicher, manchmal auch anderer spiritueller Erfahrungen
- in ihrer Funktion, in Konflikten zu vermitteln und unterschiedliche Gruppen an einen Tisch zu holen.

5. Reformatorisch - protestantisch - evangelisch:

Ein Mensch besinnt sich auf sich selbst. Er fragt, woher er kommt, und arbeitet seine Vergangenheit auf. Er fragt, wohin er gehen soll und erkundet seine Zukunft, anders kann er nicht selbstbewusst werden... Drei Kennzeichnungen, die mit Vergangenheit und Zukunft zu tun haben, gibt es für unsere Kirche. Ich stelle sie mir als Entwicklung von der Vergangenheit zur Zukunft vor.

1. Reformation: Ich stelle mir vor, dieser Begriff, der an die Umwälzungen im 16 Jh. erinnert, wird zum Programm: Re-Formation - Umformung. Reformation ist ein Prozess, etwas, das ständig im Werden ist.

Ich stelle mir vor, dass die Angst vor Verlusten, vor Veränderungen in der Kirche nicht mehr so groß ist. Da wird gebangt um Einflussmöglichkeiten, um Hierarchie, um Geld. Aber: Die Kirche, die ich mir vorstelle, wird nicht repräsentativ sein, sondern präsent. Sie ist nicht nur etwas zum Angucken oder zum Vorzeigen, ohne das man sich eigentlich bewusst ist, was sie ausmacht, sondern sie ist ganz da, weiß, was sie will: Gemeinden und ev. Christen sind nach wie vor gefragt im sozialen Bereich und in ihrer Nachbarschaft, aber auch in dem, was diese ganze Welt ausmacht, um Eine Welt zu sein und nicht nur erste, zweite oder Dritte Welt.

In dieser Reformation wird sich die Kirche wieder stärker von der Verwaltungs- und der Pfarrer-Kirche wegentwickeln. Viele werden Verantwortung übernehmen und etwas tun. Und Gemeinden werden sich zusammenschließen, dort wo ihnen etwas im Herzen liegt, wie bei Asyl oder bei Fragen der Obdachlosenarbeit schon heute. Die Gestalt der großen Kirche wird sich vielleicht nicht so schnell verändern, aber wenn man sich diese Kirche als einen großen Flickenteppich vorstellt, der wird durch seine vielen bunten Flecken interessant sein und Aufmerksamkeit bekommen

Protestantische Kirche: Diese Bezeichnung erinnert mich an eine der wichtigsten Traditionen: den kritischen Geist. Unsere Kirche ist aus einem Protest heraus entstanden. Für die Zukunft stelle ich mir eine in vielem wieder mutigere und unbequemere Kirche vor. Sie sagt nein, wo es nützt und nimmt dann auch die Konsequenzen in Kauf. Nur eine protestantische Kirche, die auch tatsächlich und überzeugend protestiert, wird in der Gesellschaft beachtet und akzeptiert werden.

Die Menschen in der Kirche verbindet eine einzigartige Sicht und Vision von der Welt: Wir wenden uns gegen den Geist dieser Zeit, den Geist des Machens und Verbrauchens, den Geist der Selbstdurchsetzung und der Rücksichtslosigkeit. Wir halten nicht für das wichtigste, clever, gut bei Kasse und dadurch einflussreich zu sein. Wir verstehen die Liebe zu Menschen am Rand, eine ganzheitliche Sicht der Schöpfung, das Eintreten für Anderslebende, das Verzicht zugunsten Ärmere, die Solidarität mit Unterdrückten und das Trösten Sterbender als elementar evangelisches, und zugleich ökumenisches Christsein.

Und schließlich Evangelische Kirche.

Übersetzt heißt dieser Name: Kirche der guten Nachricht. Als Evangelische bedeutet uns die Nachricht vom Leben und Sterben des Jesus von Nazareth eine große Freiheit. Ich stelle mir eine Kirche vor, in der viele diese Botschaft vom Geschenk der Freiheit wieder stärker weitertragen. Gottes Liebe gilt allen Menschen, vor aller Leistung und trotz aller Schuld. Jeder Tag hat eine neue Chance.

6. Im Hinblick auf Globalisierung und die derzeitigen Veränderungen in der Gesellschaft hat die Kirche vor allem fünf Funktionen:

a. Für eine Gesellschaft einzustehen, die niemanden ausschließt

Mit Reich Gottes, der großen Hoffnung von Christinnen und Christen, ist gemeint: Gelingendes Leben der Einzelnen, Existenzsicherung für alle, gerechtes Zusammenleben in der Gemeinschaft, friedliches Zusammenleben der Völker und ein guter Umgang mit der Natur, getragen vom Vertrauen in die Lebensmacht Gottes. Niemand darf aufgrund von Nationalität, Religion, Geschlecht, Bildungsstand usw. von diesem "Leben in Fülle" ausgeschlossen werden. Es gilt für den Grundsatz einzustehen, dass die Stärke jeder Gesellschaft daran zu messen ist, wie sie mit den Schwachen umgeht.

b. Den Dialog zu fördern

Die Vielfalt der Menschen und der Erfahrungen ist eine gute Voraussetzung für einen glaubwürdigen und konstruktiven Dialog, wie es in unserer Gesellschaft weitergehen soll. Die Kirche bietet dazu in Gemeinden und ihren Bildungseinrichtungen einen Rahmen an, nicht den einzigen, wo man angstfrei seine Meinung vortragen kann.

c. Die Gemeinschaft der Toleranten zu verstärken

Das muss eigentlich nicht erläutert werden. Es gilt sehr stark auf religiösem Gebiet - gegen Fundamentalismus jeder Spielart. Es gilt beim Sich-Einmischen in der Gesellschaft, und es gilt auch bei allen Versuchen, eine Kultur gegenseitiger Toleranz so weiterzuentwickeln, dass es nicht nur ein Sich-Treffen auf dem jeweils kleinsten vertretbaren gemeinsamen Nenner ist.

d. Lautstark die eigene Stimme zu erheben

In jüngster Zeit war gut am Beispiel Sozialwort der Kirchen mitzubekommen, was das bedeutet. Das biblische Erbe ist reich an Aussagen zu Frieden, wirtschaftlicher und sozialer Gerechtigkeit. Auf dieser Grundlage haben die Kirchen und kirchlichen Gruppen zwar oft auch Fragwürdiges und Widersprüchliches bewirkt, meistens aber auch viel Gutes und neue Entwicklungen angestoßen: Schule, Ausbildung, Krankenpflege, Fürsorge, in der Entwicklungszusammenarbeit, in der Versöhnungsarbeit und der weltweiten Solidarität.

e. Alle Entwicklungen anhand der eigenen inhaltlichen Leitlinien zu prüfen ("Reich Gottes - Verträglichkeitsprüfung")

Mit dem Begriff der Reich-Gottes-Verträglichkeitsprüfung wird versucht, auf andere ähnliche Begrifflichkeiten einzugehen (Umweltverträglichkeitsprüfung). Wichtige Kriterien können sein:

- A Eine Gesellschaft und eine Kirche ist soweit Reich-Gottes-verträglich, als sie sich von der Option für ein "Leben in Fülle" für alle Menschen leiten lässt.
- B Eine Gesellschaft und eine Kirche ist soweit Reich-Gottes-verträglich, als sie sich selbst nicht absolut setzt.
- C Eine Gesellschaft ist soweit Reich-Gottes-verträglich, als sie sich verpflichtet, dass alle Frauen, Männer und Kinder gleiche Rechte und gleiche Chancen haben sollen. Niemand darf aufgrund seiner "Merkmale" ausgeschlossen bleiben.
- D Eine Gesellschaft und eine Kirche ist soweit Reich-Gottes-verträglich, als sie bereit sind, ihre Verhältnisse und Praktiken so zu gestalten, dass die nachfolgenden Generationen dieselben ungeschmälerten Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten haben.
- E Eine Gesellschaft und eine Kirche ist soweit Reich-Gottes-verträglich, als sie sich nicht den Sachzwängen des Wettbewerbs und der Globalisierung unterwirft, sondern weltweit solidarisch an Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur teilhaben lässt.

E. Gahlbeck



Die glückliche Siegerin des Umweltausschreibens 2000 Laura Ulrich vor dem Heißluftballon

Wir
kümmern
uns!

Mit diesen Leistungen sind wir für Sie da:

- Häusliche Krankenpflege ■ Hauspflege ■ Pflegeberatung
- Leistungen der Pflegeversicherung ■ Gruppenangebote

Sie oder Ihre Angehörigen benötigen Pflege zu Hause?
Mit uns behalten Sie Ihre Selbstständigkeit und bleiben in
Ihrer gewohnten Umgebung. Sie erfahren bei uns Geborgenheit,
Sicherheit und Respekt. Unser Standard: fachlich gute Pflege und
menschliche Zuwendung.
Wir beraten Sie gerne - rufen Sie uns an!

Diakonie-Station Südsterne

Zossener Straße 24 · 10961 Berlin
Telefon 69 03 08-0
Telefax 69 03 08 25
www.diakonie-suedstern.de

Diakonie-Station Kreuzberg

Oranienstr. 140-142 · 10969 Berlin
Telefon 25 92 14 05
Telefax 25 92 14 44
www.diakonie-kreuzberg.de

Die Diakonie-Stationen
IN FRIEDRICHSHAIN-KREUZBERG



BLUMEN Inh. Anneliese Kleinschmidt
Paradies

10997 BERLIN Wrangelstr. 84 - Tel. 612 13 10

Frisch- und Trockenblumengestecke - Topfblumen
Hydrokultur - Brautschmuck - Trauergebilde
Balkonbepflanzung

Schauen Sie ruhig mal rein, wir beraten
Sie gern, auch wenn Sie nichts kaufen.

*Über
30
Jahre
im
Kiez*

Bürobedarf, Schreibwaren, Stempel
Schul- und Zeichenmaterial
Bewerbungszubehör, Toner & Tinten
schöne Dinge zum Schenken und Spielen

PAPIER & SPIELE

alles zum Schreiben und noch viel mehr...

Oppelner Straße 8
10997 Berlin - Kreuzberg
Tel / Fax 030 / 612 68 61

Fisch - Schmidt

Seit 60 Jahren Ihr Lieferant für
*Räucherwaren - Seefische
Marinaden und Salate*

Wrangelstr. 82
Tel.: 612 32 49



REWE - Nahkauf
Ihr Kaufmann:
OGUZ

Lebensmittel
 Spirituosen
 Obst & Gemüse
 Kaffee & Weine

Wrangelstr. 75 / Ecke Cuvrystr.
 10997 Berlin - Kreuzberg
 Tel.: 612 51 87

Palmen - Apotheke



Schlesische Str. 37
 10997 Berlin
 Tel.: 030 - 612 39 46
 Fax.: 030 - 61 62 39 14

Lotto - Toto

*Tabakwaren,
 Zeitschriften,
 Getränke*

Edeltraud Sarfarazi * Wrangelstr. 58
 Telefon 612 72 62

Indische Spezialitäten

KOHINOOR

Cafe und Restaurant
 offen von 12 bis 24 Uhr
 Schlesische Str. 29, 10997 Berlin
 Tel. 030 / 61281567

Ständiges Angebot:
 Gerichte von 3,00 bis 4,50 Euro

Ihre

Fürst Bismark-Apotheke

Dr. Bernhard Neumann
 Wrangelstr. 47
 10997 Berlin
 Telefon 611 27 903

Vollreinigung
"Schlesisches Tor"

Inhaber Scheffler
 Skalitzer Str. 71
 10997 Berlin
 Tel. 6182126

Laufmaschinen
 Kunststopfen
 Heissmangeln
 Gardinenservice
 Wäscheannahme

Tabor

Ev. Kirchengemeinde
10997 Berlin - Taborstr. 17
Tel.: 612 31 29
Fax: 612 77 76
www.evtaborgemeinde.de
kuesterei@evtaborgemeinde.de

